1,50 DM / Band 65
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Henry Wolf

Im Labyrinth des Wahnsinns

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 70



Im Labyrinth des Wahnsinns

Damona King Nr. 65

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 10.08.1981

Titelbild von Victor

Im Labyrinth des Wahnsinns

Die Schritte waren jetzt ganz nahe; das Knirschen von Kies unter harten Schuhsohlen, das Rascheln von Kleidung, dazwischen die hektischen, stoßweisen Atemzüge ihres Verfolgers. Damona King schmiegte sich eng an die dünne Bretterwand. Der Kistenstapel neben ihr warf einen scharf abgegrenzten Schlagschatten, aber sie wußte, daß er nicht ausreichen würde, sie zu verbergen. Ihre Hände zitterten unmerklich, und ihr Herz hämmerte so laut, daß sie für einen Moment befürchtete, der Mann draußen müsse es hören. Ihr Blick saugte sich wie hypnotisiert am hellen Rechteck der Türöffnung fest. Sie war eine verdammte Närrin gewesen, sich im Ernst einzubilden, entkommen zu können. Gegen Ulthars Willen, das war ihr jetzt klar, hätte sie das Spiegelkabinett niemals verlassen können. Aber die Erkenntnis kam zu spät. Die gnadenlose Jagd hatte bereits begonnen.

Damona sah sich verzweifelt nach einer Fluchtmöglichkeit oder wenigstens einem besseren Versteck um. Der Raum war winzig; vielleicht zweimal drei Meter groß und mit ausrangiertem Mobiliar, Kisten und Kartons vollgestopft. Eine fingerdicke Staubschicht hatte sich wie eine graue, flockige Decke über den Boden und das Sammelsurium ausrangierter und vergessener Gegenstände ausgebreitet. Die Luft schmeckte bitter – nach Moder, Verfall und Vergessen.

Sie kratzte in ihrer Kehle und reizte zum Husten.

Die Schritte verstummten, als der Mann stehenblieb.

Damonas Herz machte einen spürbaren Satz. Der Raum hatte keinen zweiten Ausgang. Wenn die Kreatur auf den Gedanken kam, auch nur einen flüchtigen Blick durch die Tür zu werfen, war sie verloren. Sie hatte sich selbst in eine perfekte Mausefalle hineinmanövriert.

Aber sie hatte ja auch keine Zeit gehabt, sich nach einem besseren Versteck umzusehen. Ulthar hatte den Vorsprung, den er ihr zugestanden hatte, fast auf die Sekunde genau berechnet. Seine Häscher waren aufgetaucht, kaum daß Damona Zeit gefunden hatte, zwischen den verlassenen Gebäuden von Coney Island unterzutauchen.

Nicht so früh, daß eine Flucht aussichtslos erschien, dachte sie bitter. Aber früh genug, um ihr keine Chance zu lassen, wirklich davonzukommen. Der wahnsinnige Magier trieb ein grauenhaftes, böses Spiel mit ihr. Ein Katzund-Maus-Spiel, bei dem sie die Rolle der Maus übernommen hatte, die zwischen den Krallen der Katze hin und her rennt und nicht begreift, daß sie schon längst verloren hat.

Bei der Vorstellung regte sich so etwas wie Zorn in ihr. Niemand hatte das Recht, einen Menschen nach Belieben hin- und herzuschieben wie eine Schachfigur. Sie richtete sich lautlos auf und versuchte, durch die Ritzen in der papierdünnen Bretterwand einen Blick nach draußen zu werfen.

Es war früher Morgen. Die Sonne war erst vor wenigen Augenblicken aufgegangen, aber hier auf Coney Island war das Leben noch nicht erwacht. Es würde nie erwachen. Der Vergnügungspark war vor vierzig Jahren oder mehr in einen Dornröschenschlaf versunken, aus dem ihn kein verzauberter Prinz wieder wachküssen würde. Alles, was hier noch lebte, waren Ratten, Ungeziefer und ein paar streunende Hunde und Katzen – und Ulthars Kreaturen.

Ein eisiger Schauer lief über ihren Rücken, als sie an ihre erste Begegnung mit den lebenden Spiegelbildern zurückdachte. Niemand hätte einen Unterschied zwischen ihnen und einem wirklichen Menschen feststellen können, und doch gab es ihn. Sie waren… Damona suchte nach einem passenden Ausdruck, aber sie fand keinen. Vor ihrem geistigen Auge stand immer noch das Bild dieses endlosen

Labyrinths, in dem Hunderte, vielleicht Tausende der Kreaturen auf die Befehle ihres Herrn warteten. Jedes dieser Wesen war einmal ein Mensch gewesen. Aber ein Blick in Ulthars magische Spiegel hatte sie zu dem werden lassen, was sie jetzt waren: Ungeheuer. Negative Duplikate ihrer früheren Persönlichkeiten. Spiegelbilder, in denen jede positive Eigenschaft, jedes bißchen Menschlichkeit und Liebe ins Gegenteil verkehrt worden waren.

Sie schauderte, als sie daran dachte, wie knapp sie selbst dem gleichen Schicksal entronnen war. Ulthar hatte sie – genau wie Mike Hunter und Romano Tozzi – in sein höllisches Kabinett gelockt, um ein negatives Duplikat von ihr entstehen zu lassen und sie selbst für alle Zeiten in den Spiegel zu verbannen. Nur unter Aufbieten all ihrer Kraft war es ihr gelungen, den magischen Spiegel zu zerbrechen und zu entkommen.

Damona atmete innerlich auf, als der Verfolger sich umdrehte und mit langsamen Schritten davonging. Die Erinnerung an die übermenschliche Kraft dieser lebenden Spiegelbilder war noch zu frisch in ihr, als daß sie eine zweite Konfrontation riskiert hätte.

Sie drehte sich um, schlich zur Tür und spähte vorsichtig hinaus.

Keiner der Verfolger war in Sicht. Mit etwas Glück konnte sie diese Mausefalle verlassen und irgendwo im Labyrinth des verlassenen Vergnügungsparks untertauchen.

Sie atmete tief ein und spurtete los. Das Geräusch ihrer Schritte schien überlaut zwischen den leerstehenden Gebäuden widerzuhallen, und für einen Moment hatte sie das Gefühl, von einer Million unsichtbarer Augenpaare angestarrt zu werden. Aber sie erreichte die Gasse unbehelligt. Für eine halbe Sekunde blieb sie schweratmend stehen, sah sich gehetzt um und rüttelte prüfend an einer fleckigen Feuerschutztür. Sie war verschlossen, aber das rostzerfressene Metall zerfiel unter ihren Händen zu rotbraunen Krümeln. Sie öffnete die Tür und schlüpfte in das Gebäude.

Das Innere war überraschend kühl und hell. Das Dach existierte praktisch nicht mehr. Die Stützbalken waren eingebrochen und unter der Last der Dachschindeln wahrscheinlich schon vor Jahrzehnten zusammengefallen. Die Trümmer bildeten einen wüsten, staubund unratverkrusteten Haufen auf dem Boden.

Sie schloß die Tür hinter sich und ging mit schnellen Schritten durch den Raum. Es gab einen zweiten Ausgang auf der gegenüberliegenden Seite und eine weitere, verzogene Tür, die in einen stockfinsteren Raum führte. Eine Ratte schoß mit protestierendem Quietschen über Damonas Füße und verschwand in dem Trümmerhaufen, als sie die Tür öffnete.

Sie schlug die Hand vor den Mund und unterdrückte im letzten Augenblick einen erschrockenen Aufschrei.

Sie mußte vorsichtiger sein. Sie wußte nicht, ob die Spiegelwesen über schärfere Sinne als ein normaler Mensch verfügten, aber auf dem fast totenstillen Gelände mußte jeder Laut doppelt deutlich hörbar sein.

Der Gedanke brachte sie erneut zu ihren Verfolgern zurück. Ulthar hatte eine Reihe dieser Kreaturen hinter ihr hergeschickt – wie viele, wußte sie nicht. Vier oder fünf hatte sie gesehen, aber das bedeutete sicher nicht, daß es nicht noch mehr gab.

Aber auch diese vier reichten ja im Grunde schon. Einem Verfolger, der keine Erschöpfung kannte und so gut wie unverwundbar war, konnte man auf die Dauer nicht entkommen.

Sie ging zur Tür auf der gegenüberliegenden Seite und spähte auf den Hof hinaus. Hinter dem Gebäude lag ein runder, vielleicht zehn Meter durchmessender Platz, der von den Resten einer ehemals rotweiß gestrichenen Barriere eingerahmt wurde. Vielleicht waren hier früher einmal Kinder für ein paar Pennies im Kreis herumgeritten, oder Elefanten und Bären hatten ihre Kunststücke vorgeführt. Jetzt war es nichts als eine runde, schlammige Fläche, auf der es absolut keine Deckung gab.

Damona biß sich nachdenklich auf die Lippen. Logisch betrachtet, saß sie in der Falle. Coney Island hatte etwa die Form einer aufgeblähten, sanft geschwungenen Sichel, deren Spitze aufs Meer hinausdeutete. Die Verbindung zum Festland bestand nur aus einem schmalen Sandstreifen, kaum mehr als ein Grat, über den ein morscher Holzsteg führte. Der Zugang war durch ein stabiles Maschendrahttor verschlossen – und sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß eine oder mehrere von Ulthars Kreaturen sie dort erwarten würden, wenn sie wirklich so dumm wäre, die Insel auf diesem Weg verlassen zu wollen.

Sie trat in das Gebäude zurück, sah sich suchend um und stieg schließlich mit entschlossenen Bewegungen auf den Trümmerberg, der von den Resten der zusammengestürzten Dachkonstruktion und der Einrichtung gebildet wurde. Der ausgezackte Rand des Loches war nur wenige Zentimeter von ihren Fingerspitzen entfernt, als sie die Arme ausstreckte. Sie federte hoch, bekam ein Stück rostiges Blech zu fassen und zog sich vorsichtig auf das sanft geneigte Dach hinaus. Irgend etwas schnitt heiß und schmerzhaft in ihre Handflächen, aber sie ignorierte den Schmerz. Gespannt spähte sie in die Runde. Von hier aus hatte sie einen besseren Überblick als vom Boden.

Coney Island glich auf bedrückende Weise jenen Bildern von ausgebombten Städten, die man manchmal in alten Magazinen oder Filmen sieht. Von oben aus war die Zerstörung nicht zu übersehen. Es war weniger der Verfall der einzelnen Gebäude – trotz ihres ramponierten Aussehens standen die meisten Hütten und Buden noch

– sondern eher eine Art globaler Zerstörung, der Eindruck des Verfalls, des Alters, der das natürlich gewachsene Gefüge des Parks zerstört hatte. Es war, als läge ein dunkler, drohender Schatten über der Halbinsel, die körperlich spürbare Ahnung des Alters. Damona schüttelte sich. Selbst im hellen Tageslicht war es ein unheimlicher Anblick.

Zwei von Ulthars Spiegelkreaturen bewegten sich rechts von ihr zwischen den Gebäuden, der Rest war irgendwo außer Sichtweite.

Wahrscheinlich, überlegte Damona, hatten sie sich in mehrere Gruppen aufgeteilt; eine, die das Gelände durchkämmte, und ein oder zwei andere, die alle möglichen Fluchtwege besetzt hielten.

Im Grunde konnte sie genausogut aufgeben.

Vielleicht hätte sie es sogar getan, wenn es hier nur um ihr eigenes Schicksal gegangen wäre. Aber darum ging es nicht. Nicht allein.

Nicht einmal um das von Mike oder Romano.

Damona spürte einen dumpfen, quälenden Schmerz, als sie an Mike zurückdachte. Sie hatte ihn seit der verhängnisvollen Party bei Oberbürgermeister Conelly nicht mehr gesehen, aber sie zweifelte nicht daran, daß Ulthar auch ihn in seine Gewalt gebracht hatte.

Wahrscheinlich gab es in diesem Augenblick bereits zwei Mikes: Einen, der in der zweidimensionalen Hölle des Spiegels gefangen war, und den zweiten, negativen, der seine Stelle in der realen Welt eingenommen hatte.

Aber im Moment konnte sie nichts für ihn tun.

Sie mußte erst einmal hier heraus. Heraus aus einer Falle, aus der es kein Entkommen zu geben schien.

***

»Sie entkommt!« sagte Asmodis.

Seine Stimme blieb bei diesen Worten vollkommen ruhig. Aber in seinem Blick flammte deutlich der Haß und die hilflose, zerstörerische Wut, die der Höllenfürst empfand.

Er stand hochaufgerichtet vor dem deckenhohen Spiegel, auf dessen Oberfläche sie die Geschehnisse wie auf einem überdimensionalen Bildschirm verfolgen konnten. Vor wenigen Augenblicken war die junge Frau in einem niedrigen, baufälligen Gebäude verschwunden, ohne bisher wieder aufgetaucht zu sein. Ulthars Häscher hatten auf Asmodis' Drängen hin das Gebäude durchsucht. Aber da war Damona nicht mehr gewesen.

Asmodis fuhr mit einer ruckhaften Bewegung herum. »Die Hexe entkommt!« wiederholte er.

Ulthar schüttelte ruhig den Kopf. »Sie kann nicht entkommen«, sagte er überzeugt. »Meine Diener bewachen den einzigen Ausgang. Es kann nur noch wenige Augenblicke dauern, bis wir sie in unserer Gewalt

haben.« Er lächelte dünn. »Die Falle ist zugeschnappt, Asmodis.«

Das Oberhaupt der Schwarzen Familie schnaufte abfällig. »Das hast du bereits einmal versprochen«, sagte er drohend. »Aber sie ist trotzdem aus deinem Kabinett entkommen. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie dir ein zweites Mal entwischt. Vielleicht«, fuhr er nach einer winzigen Pause fort, »war es ein Fehler, sich auf den Pakt mit dir einzulassen. Letztlich bist du nur ein Mensch.« Er spie das Wort hervor, als wäre es die schlimmste Beschimpfung, derer er fähig war. »Ich hätte es wissen müssen«, sagte er wütend. »Diese Hexe ist mir schon oft entwischt – zu oft.« Er bedachte Ulthar mit einem stummen, drohenden Blick und wandte sich wieder dem Spiegel zu.

»Sie entkommt nicht«, sagte Ulthar bestimmt. Er trat neben Asmodis und fuhr versonnen mit den Fingerspitzen über das mattglänzende Spiegelglas. Neben der hünenhaften Gestalt des Höllenfürsten wirkte er alt und zerbrechlich. Trotzdem schien er keine Furcht vor dem Erzdämon zu haben.

Er lachte leise und meckernd. »Wenn du darauf bestehst, Asmodis, lasse ich sie dir in wenigen Augenblicken holen. Aber ich möchte das Spiel noch ein wenig fortsetzen. Es beginnt mir zu gefallen.«

Asmodis drehte den Kopf und sah Ulthar nachdenklich an. Es war nicht das erste Mal, daß ein sterblicher Mensch die Mächte der Finsternis um Hilfe bat. Asmodis kannte diese Menschen zur Genüge – kleine, naive Geister, die sich einbildeten, ihm oder der Schwarzen Familie einen Dienst erweisen zu können und die in Wirklichkeit keine Ahnung hatten, mit was für Mächten sie sich da einließen.

Wenn sie es erst einmal merkten, war es meist zu spät. Wen die Schwarze Familie einmal in ihren Klauen hatte, den ließ sie nie wieder los. Die dunkle Seite der Magie war eine Einbahnstraße, ein Weg ohne Umkehr, den jeder, der ihn einmal eingeschlagen hatte, bis zum bitteren Ende gehen mußte.

Aber aus Ulthar wurde Asmodis einfach nicht schlau. Der alte, einarmige Magier mochte auf den ersten Blick wie ein verrückter alter Mann wirken, der vom Haß verblendet war und vor nichts zurückschreckte, um seine Ziele zu verwirklichen.

Aber das stimmte nicht. Das, was Asmodis von Ulthar sah, war nur eine Maske. Selbst die schwarze Magie des Höllenfürsten reichte nicht aus, um Ulthar wirklich zu durchschauen. Der Alte besaß Macht, ungeheure Macht. Das Geheimnis der Zauberspiegel war selbst für Asmodis unlösbar, und er hatte sich in der vergangenen Nacht mehr als nur einmal insgeheim gefragt, ob es nicht ein Fehler gewesen war, sich mit dem Alten einzulassen. Manchmal kam es ihm vor, als benutze Ulthar ihn genauso, wie er seine Spiegelbilder benutzte.

Aber letztlich, redete Asmodis sich ein, war Ulthar nur ein Mensch. Ein Mensch – und kein Mensch, auch wenn er noch so mächtig war,

konnte sich im Ernst einbilden, mit der geballten Macht der Hölle fertig werden zu können.

Asmodis fuhr aus seinen Gedanken hoch und lächelte sardonisch.

»Ich vergaß, daß wir eine Abmachung getroffen hatten«, sagte er mit falscher Freundlichkeit. »Ich werde jetzt meinen Teil der Abmachung erfüllen. Ich werde Damona für dich fangen. Und ich verspreche dir, daß du bei dem Schauspiel auf deine Kosten kommen wirst.« Er streckte den Arm aus, hob die Hand und murmelte Worte in einer kehligen, unverständlichen Sprache.

Ein greller Blitz schien den Spiegel zu spalten. Für einen Augenblick verblaßte das Bild unter der grellen Lichtflut.

Als Ulthars Augen sich von dem schmerzhaften Blitz erholt hatten, hatte sich die Szenerie drastisch verändert.

Eines der Gebäude war von dem Ausbruch schwarzer Magie getroffen und buchstäblich zermalmt worden. Die Trümmer waren in weitem Umkreis verstreut, und dort, wo das Haus gestanden hatte, befand sich ein rauchender Krater mit brandigen, geschwärzten Rändern. In seinem Zentrum schien sich eine schwarze, formlose Masse zu bewegen.

Ulthars Augen weiteten sich entsetzt, als er begriff, was Asmodis mit seinen Worten gemeint hatte.

»Nicht!« schrie er. »Tu es nicht, Asmodis!«

Aber es war zu spät. Aus dem dunklen Etwas im Zentrum des Kraters quollen Dutzende von schuppigen, muskulösen Gestalten.

***

Frank Porter schob den Feldstecher sorgsam in das Lederfutteral an seinem Gürtel zurück, runzelte die Stirn und ging schließlich mit fast widerwilligen Bewegungen den Hang hinunter.

»Na, hast du irgend etwas entdeckt?« fragte Mickey.

Porter zögerte mehrere Sekunden, ehe er antwortete. Schließlich zerquetschte er ein »Nein« zwischen den Zähnen, griff in die Satteltasche seiner Honda und zündete sich umständlich eine Zigarette an.

Mickey zuckte mit den Achseln, reckte sich und gähnte ungeniert.

»Wenn du mich fragst«, sagte er, »vergeuden wir hier unsere Zeit, wir sollten machen, daß wir wegkommen.«

Porter nickte abwesend. Er hatte nur mit halbem Ohr hingehört, aber er war froh, daß Mickey es bei seinem Nein bewenden ließ und nicht weitergrub.

Er hatte etwas gesehen, als er auf dem Hügelkamm lag und durch das Okular des Feldstechers nach Coney Island hinüberstarrte. Aber das konnte er unmöglich erzählen. Mickey hätte ihm kein Wort geglaubt. Er glaubte es ja selbst nicht.

Mickey grinste, schwang sich mit einer geschmeidigen Bewegung in den Sattel seiner Kawa, die neben Franks Honda abgestellt war und mit ihrem bulligen Sechs-Zylinder-Motor wie ein Überbleibsel aus grauer Vorzeit wirkte, tippte auf den Anlasser und kickte den Seitenständer weg. »Laß uns abhauen«, schrie er über den Lärm der leerlaufenden Maschine hinweg. »Ist nicht zu gut, so lange hier herumzustehen. Womöglich kommen noch die Bullen vorbei und stellen einen Haufen dummer Fragen.«

Porter zuckte in gespieltem Gleichmut mit den Achseln. »Ist nicht verboten, am Strand zu stehen, oder?« fragte er.

Mickey starrte ihn einen Moment lang nachdenklich an. »Von mir aus bleib noch hier«, sagte er schließlich. »Ich hab jedenfalls zu tun. Sehen wir uns heute Nachmittag?«

»Bei Steve«, nickte Porter.

Mickey grinste zum Abschied, legte den Gang ein und fuhr los.

Die Maschine wälzte sich wie ein versteinertes Mammut über Gras und Büsche, riß einen tiefen, feuchtglänzenden Streifen in das wildwuchernde Gras der Böschung und sprang mit einem Satz auf den Asphalt der Straße hinaus.

Porter starrte ihr nach, bis das infernalische Dröhnen des Motors in der Ferne verklungen war. Dann schnippte er seine halb aufgerauchte Zigarette im hohen Bogen von sich, fuhr auf dem Absatz herum und rannte die gegenüberliegende Böschung hinauf.

Als er oben angekommen war, fiel sein Blick auf die endlose blaue Fläche des Atlantik. Zur Linken erstreckte sich das bunte Durcheinander des Yachthafens, der zu dieser frühen Morgenstunde noch nicht so recht erwacht zu sein schien. Ein altersschwacher Schlepper dümpelte mit leise tuckerndem Motor ins offene Meer hinaus; das einzige Anzeichen von Leben.

Aber der Yachthafen interessierte Porter nicht, zumindest nicht im Augenblick. Er ging in die Knie, löste den Feldstecher ein weiteres Mal von seinem Gürtel und setzte ihn an. In dem vergrößernden Doppelkreis der Optik erschien der langgestreckte Umriß von Coney Island, das wie eine ausgestreckte, fingerlose Hand ins offene Meer hinauszugreifen schien.

Porter hielt unwillkürlich die Luft an, als das kleine, gedrungene Ding im Zentrum des Sichtbereiches erschien.

Er hatte sich also nicht getäuscht – das Wesen dort draußen war echt, kein Trugbild, das ihm seine überreizten Nerven vorgaukelten.

Vorhin, als er die unheimliche Gestalt entdeckt hatte, hatte er die Tatsache verflucht, kein stärkeres Glas mitgenommen zu haben.

Jetzt war er plötzlich froh, die unheimliche Erscheinung nicht in allen Einzelheiten erkennen zu können. Das Wenige, das er sah, reichte vollkommen aus, um ihm einen kalten Schauer über den

Rücken zu jagen.
Das Ding ähnelte grob einem Menschen. Es hatte zwei Beine, zwei Arme und einen Kopf, aber damit hörte die Ähnlichkeit auch schon auf. Sein Körper erschien Porter unglaublich gedrungen und kräftig, und die Arme schienen muskulös genug, um Bäume zerknicken zu können. Der Kopf war rund, haarlos und – soweit er dies über die große Entfernung erkennen konnte –, von kleinen, schimmernden Schuppen bedeckt. Das Gesicht war kaum zu erkennen, aber Porter hatte einen flüchtigen Eindruck von ungeheurer Häßlichkeit.
Aber es war nicht das Aussehen des Wesens, das Porter so erschreckte. Speziell auf Coney Island mußte es von Geisterbahnen und Gruselkabinetten nur so wimmeln, und Porter hatte in ähnlichen Einrichtungen schon Pappmachémonster gesehen, die dieses bei weitem in den Schatten stellten.
Aber die pflegten nicht am Strand herumzulaufen.
Er blinzelte, wischte sich den Schweiß aus den Augen und setzte den Feldstecher wieder an.
Das Ding war immer noch da.
Die verrücktesten Gedanken und Erklärungen für die Existenz des Monsters schossen ihm durch den Kopf. Natürlich war es möglich, daß sich jemand einen geschmacklosen Scherz erlaubte und in einer gräßlichen Verkleidung herumlief – aber wozu? Das Gelände war verlassen und abgesperrt. Für einen Verrückten, der Leute zu Tode erschrecken wollte, sicher ein denkbar ungünstiger Platz.
Vielleicht, überlegte er, drehten sie dort einen dieser Science-Fiction-Filme. Aber dann hätte er Kameraleute sehen müssen, Techniker
… eben Leute.
Aber das Gelände war leer bis auf die schreckliche Erscheinung, die jetzt, wie ein Hund nach rechts und links schnüffelnd, den Strand entlanglief.
Nein – nicht ganz. Eine schnelle, huschende Bewegung im Hintergrund der Szene erregte Porters Aufmerksamkeit. Er bewegte sich ein wenig, hielt den Feldstecher höher und drehte fluchend an der Schärfeneinstellung…

***

Ein schriller, krächzender Schrei ließ Damona auffahren.
Sie legte den Kopf in den Nacken, blinzelte und suchte mit zusammengekniffenen Augen den Himmel ab. Vor wenigen Augenblicken war ein Möwenschwarm kreischend und zeternd über die Halbinsel hinweggezogen, aber jetzt war der Himmel über dem verlassenen Areal leer bis auf einen winzigen schwarzen Punkt, der mit trägen Flügelschlägen über dem Meer kreiste.
Damonas Blick löste sich von dem winzigen Fleck und tastete auf die

blaue, spiegelnde Fläche des Ozeans hinaus. Bis zum Festland hinüber war es vielleicht eine halbe Meile – nicht zuviel für eine geübte Schwimmerin. Wenn es ihr gelang, unbemerkt zum Ufer und ins Wasser hinein zu gelangen, dann hatte sie eine gute Chance. Jedenfalls eine bessere als unten am Tor. Dort würden Ulthars Männer unter Garantie auf sie warten.

Sie sah sich blitzschnell nach rechts und links um und huschte los, wobei sie geschickt jede Deckung ausnutzte und freie Flächen nach Möglichkeit vermied. Ihre einzige Chance bestand darin, unerkannt zu bleiben. Ein Wettschwimmen mit den Unheimlichen würde sie verlieren.

Erneut zerschnitt der gellende Schrei die Luft. Damona warf im Laufen den Kopf in den Nacken und sah empor. Der dunkle Punkt hatte seine Kreise unterbrochen und schien für einen Augenblick reglos in der Luft zu hängen.

Irgend etwas an seinem Aussehen irritierte sie. Er war noch zu weit entfernt, um Einzelheiten erkennen zu können. Aber seine Konturen wirkten falsch, verzerrt, so, als hätte jemand mit ein paar lieblosen Strichen die aberwitzige Karikatur eines Vogels gezeichnet und ihr Leben eingehaucht.

Sie lief weiter, blieb einen Augenblick im Schutz eines windschiefen Gebäudes stehen und rang keuchend nach Atem. Ihr Herz hämmerte qualvoll. Die Anstrengungen der überstandenen Nacht forderten jetzt ihren Preis. Damona war durchaus sportlich und durchtrainiert, aber der irrsinnige Kampf in Ulthars Kabinett hatte ihre Kraftreserven vollkommen aufgebraucht. Allmählich kamen ihr Zweifel, ob sie die Strecke bis zum Ufer wirklich durchhalten würde.

Aber sie hatte wohl keine andere Wahl.

Zum dritten Mal durchschnitt der spitze, kehlige Schrei die Luft.

Damona zuckte unwillkürlich zusammen, als sie sah, was da über ihr kreiste.

Das Wesen war schwer zu beschreiben. Sein Körper glich dem einer Fledermaus – ein langer, dunkler, mit drahtigem Fell besetzter Leib, der irgendwie plump, wie falsch zusammengesetzt, wirkte.

Die Flügel waren ledrig; grob strukturierte Schwingen aus einem zähen, dunkelbraunem Material, das sich über einem geradezu lächerlich dünnen Knochengerüst spannte. Sie schätzte die Spannweite der Flügel auf mindestens sechs Meter, wahrscheinlich mehr.

Das Schrecklichste aber war der Kopf. Kleine, boshafte Augen musterten Damona über einem schrecklichen Krokodilschnabel, in dem eine Doppelreihe mörderischer Reißzähne funkelte. Der kleine, runde Schädel endete in einem messerscharfen, axtähnlichem Fortsatz, der der alptraumhaften Erscheinung etwas Urzeitliches verlieh.

Asmodis!

Der Gedanke zuckte klar und mit fast schmerzhafter Intensität durch ihr Bewußtsein.

Es gab nur einen, der mächtig genug war, derartige Alptraumkreaturen heraufzubeschwören. Asmodis, der Herr der Finsternis. Er allein besaß die magische Kraft, ganze Heerscharen seiner Dämonen mit reiner Willenskraft zu erschaffen; Terror und Panik heraufzubeschwören. Und er hatte schon mehr als einmal versucht, sich für die Niederlagen zu rächen, die Damona ihm beigebracht hatte.

Ihre Gedanken irrten für einen winzigen Augenblick zu den Ereignissen vor wenigen Tagen zurück. War es möglich, daß eine der Höllenbestien der Vernichtung entgangen war? Die Erinnerung jagte ihr einen kalten Schauer über den Rücken.

Aber sie vertrieb sie sofort wieder. Die Höllenbestien waren tot.

Dies hier war etwas anderes, auch wenn es sich zweifelsfrei um eine von Asmodis' Kreaturen handelte.

Rückwärts gehend wich sie in den Schatten eines Gebäudes zurück, jederzeit darauf gefaßt, das Ungeheuer herunterstoßen und angreifen zu sehen.

Aber die Bestie schien nichts dergleichen vorzuhaben. Sie begnügte sich damit, ihre Kreise in der Luft über Damona zu ziehen und lautstark und mißtönend zu kreischen.

Aber mehr war ja auch nicht nötig.

Damona schluckte einen wenig damenhaften Fluch herunter, als ihr schlagartig klar wurde, daß sie die wirkliche Gefahr bisher nicht einmal bemerkt hatte.

Die Schreie der Bestie würden ihre Verfolger innerhalb kürzester Zeit auf ihre Spur setzen. Ihre Hoffnung, unerkannt zu entkommen, zerplatzte wie eine Seifenblase.

Fast wie auf ein Stichwort hin erschien in diesem Augenblick einer der Männer am unteren Ende der Gasse. Ein häßliches, zufriedenes Grinsen huschte über sein Gesicht, als er Damona sah.

Dann setzte er sich in Bewegung und rannte mit weitausgreifenden Schritten auf sein vermeintlich wehrloses Opfer zu.

Damona wich einen halben Schritt zurück, als das Spiegelwesen heranstürmte. Aus den Augenwinkeln hatte sie bemerkt, daß die Tür des Gebäudes rechts neben ihr lose in den Angeln hing. Sie wartete mit erstaunlicher Kaltblütigkeit, bis der Mann auf wenige Schritte herangekommen war, ehe sie blitzschnell zur Wand zurückwich und gleichzeitig die Tür mit aller Kraft aufstieß.

Ihr Verfolger bemerkte die Gefahr eine halbe Sekunde zu spät. Er versuchte noch, auszuweichen und die Arme schützend vors Gesicht zu reißen, aber die aufschwingende Metalltür schnitt ihm in einem sauberen Halbkreis den Weg ab.

Das rostige Metall dröhnte unter dem Anprall des schweren Körpers. Der Mann taumelte zurück, verdrehte die Augen und brach mit seltsam verrenkten Gliedern zusammen.

Damona vergeudete keine Sekunde damit, sich über ihren Sieg zu freuen. Aus unangenehmer Erfahrung wußte sie, daß sie die lebenden Spiegelbilder auf diese Weise vielleicht aufhalten, aber nicht besiegen konnte. Sie fuhr herum und rannte in die Richtung, aus der der Mann gekommen war. Hinter ihr zerschnitten die wütenden Schreie des Drachen die Luft.

Sie überquerte einen weiten, leeren Platz, wandte sich nach rechts und stürzte ziellos in eine Gasse. Ihr Herz hämmerte laut und schmerzhaft; sie hatte Seitenstiche und bekam kaum noch Luft, und in ihrem Kopf machte sich allmählich ein dumpfer Schmerz bemerkbar, der einen qualvollen Gegentakt zum Rhythmus ihrer Schritte zu schlagen schien.

Lange würde sie diese sinnlose Flucht nicht mehr durchhalten. Sie mußte zum Strand hinaus; irgendwie…

Ein morscher Bretterzaun tauchte vor ihr auf. Damona stürzte darauf zu, quetschte sich durch eine Lücke in den halbvermoderten Brettern und blieb schweratmend auf der anderen Seite stehen. Auf der anderen Seite des Zaunes wurden wütende Stimmen laut; dann das Trappeln zahlreicher Füße, untermalt von den krächzenden Schreien des fliegenden Ungeheuers.

Sie zuckte zusammen, als ihr klar wurde, daß ihr Versteck nur eine höchst zweifelhafte Sicherheit bot. Die fliegende Bestie brauchte nur eine Runde über der Insel zu drehen, um sie wieder aufzustöbern.

Es war sinnlos, weiter zu fliehen. Sie mußte sich ein Versteck suchen, in dem sie sich bis zum Einbruch der Nacht verbergen konnte.

In der Dunkelheit hatte sie vielleicht eine geringe Chance, den Häschern zu entkommen.

Vor ihr strebte die zerfressene Flanke eines mächtigen Betonsockels in die Höhe. Sie legte den Kopf in den Nacken, blinzelte gegen das grelle Sonnenlicht und musterte zweifelnd das rostige Eisenskelett, das vor ihr in den Himmel ragte.

Das Riesenrad. Sie mußte sich unmittelbar im Zentrum des Parks befinden. Ihre Flucht hatte sie fast zu Ulthars Kabinett zurückgeführt.

Mit einer entschlossenen Bewegung stieß sie sich vom Zaun ab und lief an der Mauerkante entlang, bis sie eine altersschwache Eisenleiter erreichte. Ohne zu zögern griff sie nach den Sprossen und schwang sich empor. Die Leiter ächzte vernehmlich unter ihrem Gewicht, aber sie hielt.

Damona stürmte weiter, ohne sich umzusehen. Das stählerne Rund des Riesenrades ragte scheinbar endlos über ihr empor. Eine der Gondeln war heruntergestürzt und lag als Trümmerhaufen direkt vor

ihr. Einen Moment lang spielte sie mit dem Gedanken, sich darin zu verbergen, verwarf ihn aber sofort wieder. Ulthars Jäger würden jeden Quadratmeter des Platzes absuchen, wenn sie sie nicht fanden.

Sie lief um den Trümmerhaufen herum, tauchte unter der Absperrkette hindurch und griff nach einem Stahlträger.

Vorsichtig begann sie der Rundung des Riesenrades zu folgen. Das Eisen war rostig und alt; ihre Füße fanden ausreichenden Halt. Die nächste Gondel hing etwa zwei Meter über dem Boden; ein runder, mit abblätterndem Lack bedeckter Metalltrog, der von einer Art eisernem Baldachin überdeckt wurde.

Ein perfektes Versteck. Natürlich bestand die Gefahr, daß Ulthars Leute auch hier nach ihr suchen würden. Aber dieses Risiko mußte sie eingehen.

Sie stieg mit klopfendem Herzen höher. Wenn einer der Männer auch nur einen zufälligen Blick nach oben warf, war sie verloren.

Aber sie hatte Glück.

Sie erreichte unbehelligt die Gondel, zog sich mit einem entschlossenen Ruck nach oben und ließ sich schweratmend ins Innere fallen.

Es gab ein paar alte, fleckige Holzbänke, die der Zahn der Zeit noch nicht zur Gänze zernagt hatte, und auf dem Boden lag eine zusammengeknüllte, fleckige Zeltplane.

Damona kroch seufzend unter eine Bank, zog die Zeltplane über sich und schloß für einen Augenblick die Augen. Müdigkeit und Erschöpfung schlugen wie eine warme, verlockende Welle über ihr zusammen. Plötzlich spürte sie, wie erschöpft sie war. Ihre Glieder begannen zu zittern.

Ein sanftes, kaum merkliches Beben lief durch die Gondel, gefolgt von einem hohen, kreischenden Ton, als würde irgendwo eine uralte, längst verrostete Maschine in Gang gesetzt.

Damona schrak auf, schleuderte die Zeltplane beiseite und lugte vorsichtig über den Rand der Gondel.

Der Boden sackte langsam unter ihr weg. Die Gebäude, das Meer und der Horizont waren in schaukelnder Bewegung.

Ein eisiger Windstoß traf die Gondel, drehte sie langsam um ihre Achse und ließ sie urplötzlich zurückschnappen. Das metallische Kreischen wiederholte sich.

Langsam, ganz langsam nur, begriff Damona, was geschehen war.

Das Riesenrad hatte sich in Bewegung gesetzt!

***

In der Eingangshalle brannte Licht, als Jebediah Cramer nach Hause kam.

Er parkte den Wagen vor dem Haus, ohne sich die Mühe zu machen,

ihn in die Garage zu fahren, stieg aus und warf die Tür achtlos hinter sich ins Schloß; ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten, immer pedantisch abzuschließen.

Als er quer über den gepflegten Rasen auf die Haustür zuging, bewegte sich ein Schatten hinter der Gardine.

Cramer zögerte unmerklich im Schritt und runzelte die Stirn. Es entsprach eigentlich nicht Marys Gewohnheiten, auf ihn zu warten.

Er kam oft spät nach Hause – manchmal so spät, daß es eigentlich schon wieder früh war, wie Mary zu sagen pflegte – und seine Frau hatte sich schon lange damit abgefunden, ihren Mann manchmal wochenlang nur zum Frühstück zu Gesicht zu bekommen. Und manchmal nicht einmal das.

Mary öffnete ihm die Tür, als er nach dem Schlüssel suchte. Sie sah müde und übernächtigt aus. Unter ihren Augen lagen tiefe, dunkle Ringe, ihr Haar wirkte strähnig, und ihre Haut hatte einen ungesunden, grauen Schimmer.

»Du bist noch auf?« fragte er. Seine Stimme wirkte kalt und emotionslos. Aber wenn Mary es bemerkte, dann verbarg sie es geschickt.

»Ich… habe auf dich gewartet«, sagte sie schleppend.

Cramer warf seinen Hut mit gekonntem Schwung auf die Garderobe, schob die Tür hinter sich ins Schloß und ging mit schnellen Schritten an Mary vorbei. »Warum?« fragte er, ohne sie anzusehen.

Mary folgte ihm, als er in die Küche ging. »Ich habe ein paarmal versucht, dich bei Conelly anzurufen«, sagte sie. In ihrer Stimme klang leichter Vorwurf. »Es ist niemand ans Telefon gegangen.«

Cramer öffnete die Kühlschranktür und griff nach einer Milchflasche. »Wahrscheinlich hat niemand das Läuten gehört«, sagte er achselzuckend. »Du weißt ja, wie das auf solchen Parties ist. Hunderte von Leuten, ein Heidenlärm – die haben was Besseres zu tun, als ans Telefon zu gehen.« Er riß den Verschluß von der Flasche, warf ihn achtlos zu Boden und trank mit gierigen, tiefen Zügen.

»Warum wolltest du mich überhaupt anrufen?« fragte er, ohne sich umzudrehen.

Er hörte, wie Mary einen Stuhl zurückschob und sich setzte. »Es ist… eigentlich nichts …« Ihre Stimme klang müde, unsicher. »Was ist mit dem Spiegel geschehen?«

»Welchen Spiegel meinst du?«

»Der im Schlafzimmer. Er ist zerbrochen.« Sie lachte unsicher. »Ich war ziemlich erschrocken, als ich es bemerkte. Im ersten Augenblick dachte ich, jemand hätte eingebrochen. Aber das ist ja wohl nicht möglich.«

»Nein, das ist nicht möglich.« Cramer drehte sich um, nahm einen weiteren Schluck aus der Milchflasche und lehnte sich gegen die

Kühlschranktür. »Du siehst müde aus«, sagte er. »Geh schlafen. Bist du die ganze Nacht wach geblieben?«

»Nein. Ich… ich habe im Wohnzimmer geschlafen. Im Sessel.«

»Wegen eines zerbrochenen Spiegels?« fragte Cramer tadelnd.

»Ich war beunruhigt. Und als ich dich dann nicht erreichen konnte…« Sie brach ab, rang unsicher mit den Händen und sah ihren Mann fragend an.

»Was ist passiert? Das Zimmer sieht aus, als ob ein Kampf stattgefunden hätte.«

Cramer lachte hart. »Ich bin gestolpert und mit dem Ellbogen in die Frisierkommode gefallen«, sagte er. »Reicht dir das als Erklärung?«

Mary antwortete nicht. Ihr Blick tastete unsicher über das Gesicht ihres Mannes, dann über seine Hände, und blieb schließlich an dem achtlos weggeworfenen Milchverschluß hängen. Irgend etwas an Jeb störte sie. Er wirkte… fremd. Sie versuchte, in seine Augen zu schauen und mußte feststellen, daß sie es nicht konnte.

Jebediahs Blick war der eines Fremden.

Sie hatte es gleich gespürt, schon in der ersten Sekunde, als er zur Tür hereingekommen war. Ihr Mann hatte sich verändert. Nicht äußerlich. Er war der gleiche wie immer: groß, trotz seiner zehn Kilogramm Übergewicht noch immer sportlich und durchtrainiert, ein energisches Gesicht, auf dem er seit vierzig Jahren einen vergeblichen Rückzugskampf gegen seinen Bartwuchs ausfocht. Aber sie *spürte* einfach, daß mit Jebediah eine Veränderung vor sich gegangen war.

»Du solltest wirklich ins Bett gehen«, sagte Jebediah. »Es reicht, wenn ich mir die Nächte um die Ohren schlagen muß. Geh nach oben.« Der Ton, in dem er die Worte aussprach, machte ihren freundlichen Inhalt zunichte. Es war kein gutgemeinter Rat, sondern ein Befehl.

Mary stand zögernd auf.

»Ich…« Sie verstummte, als sie der Blick dieser grauen, erbarmungslosen Augen traf. In ihrer Kehle schien plötzlich ein harter, bitterer Kloß zu sitzen.

Und plötzlich hatte sie Angst vor ihrem eigenen Mann.

Sie drehte sich gehorsam um, schlurfte zur Tür und ging mit schleppenden Schritten die Treppe hinauf. Die Spiegelscherben auf dem Fußboden schienen sie höhnisch anzugrinsen, als sie das Schlafzimmer betrat.

Später, als sie im Bett lag und im Dunkeln die Decke anstarrte, hörte sie Jebediah irgendwo im Haus hantieren. Das Geräusch schien aus dem Bad zu kommen.

Es war das Klirren von Glas.

***

Für einen Augenblick wallte Panik in ihr empor. Damonas Hände verkrampften sich um den schartigen Rand der Gondel, während der Boden langsam unter ihr wegsackte und die Menschen und Gebäude auf Spielzeuggröße zusammenschrumpften. Der Wind schien mit einem Male viel kälter und bösartiger geworden zu sein, und sein Heulen steigerte sich in ihren Ohren zu einem höhnischen Lachen.

Das Riesenrad kam mit fürchterlichem Knirschen zum Stehen, als irgendwo in dem altersschwachen Getriebe ein Zahnrad endgültig seinen Geist aufgab und blockierte. Ein harter Ruck fuhr durch die Stahlkonstruktion, schleuderte Damona zu Boden und ließ das gewaltige Gebilde wie ein waidwundes Tier erzittern.

Die Gondel schaukelte wild, als Damona wieder hochkam. Der Horizont führte einen irren Tanz um das kreiselnde Gefährt auf, und irgendwo in dem gewaltigen Rund des Riesenrades löste sich durch die Erschütterung ein Teil und stürzte polternd und krachend in die Tiefe. Damona hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Zu allem Überfluß wurde ihr schwindelig, als sie auf die wild schaukelnde Spielzeuglandschaft heruntersah. Ameisengroße Gestalten liefen mit kleinen, hektischen Schritten über das Betonfundament des Rades, deuteten wild gestikulierend nach oben und riefen sich unverständliche Worte zu.

Damonas Gedanken überschlugen sich. Diesmal saß sie wirklich in der Falle. Von hier oben gab es kein Entkommen mehr. Sie hätte schon fliegen müssen, um ihren Häschern jetzt noch einmal zu entwischen.

Einer der Männer baute sich unmittelbar unter der Gondel auf, formte mit den Händen einen Trichter und legte den Kopf in den Nacken.

»Geben Sie auf, Miß King!«

Damona hatte Mühe, die Worte über dem Heulen des Windes zu verstehen. Die Gondel hing etwa zwanzig Meter über dem Boden, aber sie konnte trotzdem fast das gesamte Gelände überblicken.

Zwischen den verfallenen Gebäuden bewegten sich weitere Gestalten. Zehn, vielleicht fünfzehn von Ulthars Sklaven, die auf das Riesenrad zuströmten.

Aber es waren nicht nur die Spiegelkreaturen. Zwischen ihnen bewegten sich andere Wesen – kleine, schnelle, geschuppte Dinger mit häßlichen Köpfen und Raubtiergebissen…

Dämonen!

Damona hatte Asmodis’ Höllengeschöpfe zu oft gesehen, um an ihrer Identität zu zweifeln. Die Wesen, die sich da mit eiligen Schritten dem Riesenrad näherten, gehörten zu Asmodis’ Heerscharen.

Ihre Hände verkrampften sich um den Metallrand.

Das war das Ende. Diesmal schien Asmodis alles aufgeboten zu

haben, um sie endgültig in seine Gewalt zu bekommen.

»Geben Sie auf, Miß King!« wiederholte der Mann. »Wir holen Sie jetzt herunter! Es hat keinen Sinn, sich zu wehren! Sie sind umstellt!«

Aus irgendeinem Grund schienen die Spiegelwesen immer noch daran interessiert zu sein, sie unverletzt in ihre Gewalt zu bringen.

Damona trat vom Rand der Gondel zurück und sah sich verzweifelt nach irgend etwas um, das sie als Waffe verwenden konnte. Aber auf dem Boden lag nichts außer jahrzehntealtem Schmutz und den Resten der zusammengeknüllten Zeltplane.

Wieder fuhr ein Ruck durch das Riesenrad. Der Motor heulte tief unter ihr gequält auf, und die Konstruktion setzte sich widerwillig in Bewegung.

Sie strauchelte, hielt sich an der Mittelachse der Gondel fest und kämpfte mühsam um ihre Selbstbeherrschung. Sie machte sich keine Illusionen über das, was ihr bevorstand. Ulthars Männer mußten praktisch jede Sekunde gewußt haben, wo sie war. Aber sie hatten seelenruhig abgewartet, bis sie sich selbst in eine Lage manövriert hatte, aus der es absolut kein Entkommen mehr gab. Sie brauchten nur in aller Ruhe abzuwarten, bis das Riesenrad seine Drehung vollendet hatte, um sie in aller Ruhe in Empfang zu nehmen.

Was dann kam, konnte sie sich lebhaft vorstellen. Man würde sie erneut in dieses höllische Kabinett schleifen, und diesmal würde sie nicht entkommen. Sie wußte, daß sie nicht die Kraft hatte, noch einmal gegen die teuflischen Spiegel zu kämpfen.

Die Vorstellung, zu einer willenlosen Puppe gemacht zu werden, hilflos in den Spiegel verbannt zu werden und zusehen zu müssen, wie ihre Doppelgängerin ihre Rolle übernahm, erschien ihr schlimmer als der Tod.

Das Riesenrad hatte jetzt eine halbe Umdrehung vollendet. Damonas Gondel schwebte im Zenit des stählernen Kreises und schickte sich langsam, aber mit tödlicher Unerbittlichkeit an, auf der anderen Seite abzusteigen.

Wieder ging ein harter Ruck durch das Rad und brachte es zum Stehen. Diesmal bebte die ganze Konstruktion so stark, daß Damona für einen Moment befürchtete, sie würde ganz auseinanderbrechen.

Mit einem hellen, durchdringenden Geräusch sprang einer der drei Haltebolzen, die die Gondel an der Achse hielten, heraus und sauste wie ein improvisiertes Schrappnellgeschoß an ihr vorbei. Die Gondel knirschte, schien einen Moment wie ein lebendiges Wesen zu stöhnen und legte sich merklich auf die Seite. Vor Damonas entsetzt aufgerissenen Augen löste sich der zweite Bolzen aus seiner Halterung, polterte zu Boden und verschwand durch einen Riß im Boden in der Tiefe.

Damona schrie auf, griff nach oben und hielt sich an einer

Querverstrebung fest. Das Riesenrad glitt erneut ein Stück tiefer und blieb wieder stehen.

Die Erschütterung ließ auch den letzten Bolzen brechen.

Für einen kurzen, schrecklichen Moment hatte Damona das Gefühl, haltlos in die Tiefe zu stürzen. Der Boden sackte unter ihren Füßen weg, als sich die Gondel losriß und abstürzte.

Unter ihr klang ein vielstimmiger Schrei auf. Ein Dutzend winziger Gestalten spritzte in plötzlicher Panik auseinander, als die Gondel wie eine überdimensionale Bombe auf sie herunterstürzte.

Damona hielt sich verzweifelt an dem Träger fest. Ihre Finger fanden auf dem Metall kaum Halt. Sie spürte, wie sie Zentimeter für Zentimeter abzurutschen begann, schlug wild mit den Beinen um sich und versuchte verzweifelt, sich festzuklammern. Ihre Fingernägel brachen ab. Ihre Hände waren blutig und zerschunden, und der Druck auf die Handgelenke wurde unerträglich.

Ein wütendes Krächzen klang neben ihr auf. Sie drehte mühsam den Kopf und erblickte den riesigen Vogel, der ihre Verfolger auf ihre Spur gehetzt hatte. Er hing zwei, drei Meter neben ihr, schien sie aus boshaften Augen zu mustern und balancierte mit vorsichtigen Flügelschlägen auf der Stelle. Sein Raubtierschnabel schien zu einem höhnischen Grinsen verzogen zu sein.

Damona rutschte ein weiteres Stück ab, schrie auf und prallte mit dem Schädel gegen einen Eisenträger. Der Schmerz raubte ihr fast das Bewußtsein. Sie spürte, wie sich ihr Griff lockerte, und versuchte verzweifelt, sich nach vorne zu werfen.

Aber da war nichts.

Nur leere Luft.

Für die Dauer eines Herzschlages schien sie bewegungslos in der Luft zu hängen. Dann stürzte sie wie ein Stein in die Tiefe.

***

Die Welt verwandelte sich in ein irres Kaleidoskop tanzender Farben und Formen. Die Stahlträger des Riesenrades huschten als verschwommene Schatten an ihr vorüber, während der Boden mit ungeheurer Geschwindigkeit zu ihr emporzujagen schien.

Sie wollte schreien, aber sie bekam keine Luft mehr.

Und dann tauchte ein riesiger, mißgestalteter Schatten über ihr auf, hackte mit messerscharfen Raubtierkrallen nach ihr und fing ihren Sturz wenige Meter über dem Boden auf.

Sie hatte das Gefühl, als hätte ihr der Ruck sämtliche Knochen im Leibe gebrochen. Blutige Nebel wallten vor ihren Augen auf. Wie durch einen treibenden, roten Schleier registrierte sie, wie der Höllenvogel durchsackte, ein zorniges Krächzen ausstieß und seine mächtigen Schwingen wütend in die Luft stemmte. Seine Krallen

bohrten sich tief in ihre Arme, aber Damona registrierte den Schmerz kaum. Kraftlos versuchte sie, sich gegen den Griff der Bestie zur Wehr zu setzen. Sie hatte sich in diesem Augenblick mit dem Tod abgefunden. Die Aussicht, zu sterben, erschien ihr immer noch besser als der Gedanke, in einem von Ulthars magischen Spiegeln gefangen zu werden.

Aber der Vogel schien andere Pläne mit ihr zu haben. Er ignorierte ihre schwachen Versuche, sich zu befreien, schlug wütend mit den Flügeln und trug sie dicht über die Köpfe der Spiegelwesen hinweg.

Die Kreaturen schrien auf, zuerst überrascht, dann zornig, als ihnen klar wurde, daß sie im letzten Moment um ihr Opfer betrogen werden sollten. Einer von ihnen sprang hoch und versuchte, nach ihren Füßen zu greifen, um sie auf den Boden zu ziehen. Der Vogel schlug mit seinen riesigen Flügeln nach ihm und fegte ihn mit einer fast beiläufigen Bewegung zu Boden.

Damona konnte vor Schmerz und Erschöpfung kaum noch denken. Irgendwie kam ihr der Gedanke, daß das Verhalten des Vogels falsch war, aber der mörderische Griff der fürchterlichen Klauen und das Gefühl, zerrissen zu werden, erstickten jeden Ansatz zu logischem Denken im Keim. Sie spürte, wie sie emporgehoben und über die Umzäunung getragen wurde, wie der Vogel sich mit einem triumphierenden Kreischen auf die Seite legte und irgendwo zwischen dem Strand und den letzten Gebäuden zur Landung ansetzte.

Der weiche Sand dämpfte den Aufprall ein wenig, aber er war immer noch hart genug, um ihr für wenige Sekunden das Bewußtsein zu rauben.

Als Damona in einem Orkan von Schmerzen und Qual wieder erwachte, spürte sie, daß sie nicht mehr allein war.

Ein Dutzend gedrungener, grüngeschuppter Gestalten hatte sie umringt.

Sie hob mühsam den Kopf, blinzelte die Tränen weg und sah mit schmerzverzerrtem Gesicht zu ihren Peinigern auf.

Ein dunkelwallender Nebel schien sich direkt vor ihrem Gesicht in der Luft zu bilden. Sie hob mühsam die Hand, versuchte sich aufzurichten und fiel aufstöhnend zurück.

»Gib dir keine Mühe, Hexe«, sagte eine haßverzerrte Stimme.

»Diesmal bist du verloren.«

In dem schwarzen, wallenden Etwas, das vor der Doppelreihe der Dämonen in der Luft schwebte, hatte sich ein Gesicht gebildet. Damona sah in ein Paar schmaler, glühender Augen, hinter denen alle Feuer der Hölle zu lodern schienen.

»Asmodis…« flüsterte sie.

»Ja, Hexe. Ich bin es«, kicherte Asmodis. »Sieh ruhig her. Schau mich ruhig an, Hexe. Sieh gut hin, denn ich werde der letzte Anblick sein,

den du in deinem Leben genießen wirst. Du wirst sterben.« Asmodis' Stimme zitterte vor sadistischer Vorfreude. »Du hast mich lange genug zum Narren gehalten. Noch kein Sterblicher hat es gewagt, mich derart herauszufordern. Aber jetzt bezahlst du den Preis dafür.«

Einer der Dämonen trat vor, riß sie brutal vom Boden hoch und hielt sie am Arm fest, als sie wieder zusammenzubrechen drohte.

»Es tut mir fast ein wenig leid, daß ich das Schauspiel nicht länger genießen kann«, kicherte Asmodis. Dann verschwand das Grinsen schlagartig, und sein Gesicht wurde zu einer haßerfüllten Fratze.

»Stirb, Hexe!«

Damona sah die Hand des Dämonen herabsausen und wandte im letzten Augenblick den Kopf. Die dolchartigen Krallen des Dämonen zischten Millimeter vor ihrem Gesicht durch die Luft, schlitzten ihre Bluse auf und hinterließen fünf parallele blutige Streifen auf ihrer Haut.

Die Wucht des Schlages schleuderte sie zu Boden. Sie blieb stöhnend liegen, wälzte sich auf den Bauch und versuchte aus dem Kreis der Dämonen herauszukriechen.

Aber die Monster ließen ihr keine Chance. Harte, unmenschlich starke Hände griffen nach ihr und rissen sie empor. Ein Schlag traf ihren Rücken, schickte Wogen feurigen Schmerzes durch ihren Körper und ließ sie haltlos gegen einen weiteren Dämon taumeln.

Die Ungeheuer lachten dröhnend, ein häßliches, mißtönendes Geräusch, das auf seine Art beinahe schlimmer war als die Schläge, mit denen sie Damona zwischen sich hertrieben.

Und dann hörte es plötzlich auf. Damona taumelte, fiel haltlos zu Boden und wartete auf den Tod.

Aber er kam nicht.

Kampfgeräusche drangen durch den Schleier aus Blut und Schmerzen, der sich um ihr Bewußtsein gelegt hatte: wütendes Knurren, das dumpfe Geräusch von Schlägen; Schmerzensgeheul.

Sie hob unter Aufbietung aller Kräfte den Kopf.

Vor ihren Augen spielte sich eine unglaubliche Szene ab.

Ulthars Sklaven waren auf dem Plan erschienen.

Und sie griffen die Dämonen an!

Binnen zwei, drei Sekunden waren die beiden unterschiedlichen Gruppen in ein wildes, erbarmungsloses Handgemenge verstrickt.

Sie sah, wie sich zwei der grüngeschuppten Gestalten auf einen einzelnen Mann stürzten, mit all ihrer unmenschlichen Kraft auf ihn einschlugen und ihre Raubtierzähne in seinen Körper graben wollten. Der Mann lachte schrill, schleuderte einen der Dämonen mit einer spielerischen Bewegung zur Seite und schlug dem anderen die Handkante gegen den Schädel. Der Getroffene brüllte auf, warf die Arme in die Luft und taumelte zurück. Schwarzes Dämonenblut

sickerte zwischen seinen Fingern hervor.

Sie kroch mühsam ein paar Meter weit durch den Sand, richtete sich schwankend auf und taumelte blind weiter. Es konnte nicht lange dauern, bis die Spiegelwesen mit den Dämonen fertig geworden waren. Asmodis’ Monster mochten ungeheuer zäh und widerstandsfähig sein, aber gegen diese lebenden Spiegelbilder hatten sie nicht die geringste Chance.

Vage machte sich die Erkenntnis in Damona breit, daß sie hier mitten in einen Konflikt zwischen zwei ungeheuren Mächten geraten war, in dem sie wie ein Staubkorn zerrieben werden würde, wenn sie nicht entkommen konnte. Sie taumelte weiter, strauchelte und rappelte sich mühsam wieder hoch. Ein Blick über die Schulter zurück überzeugte sie davon, daß sie mit ihrer Vermutung recht gehabt hatte. Die Dämonen hielten sich noch gegen die zahlenmäßig unterlegenen Spiegelwesen. Sie warfen sich zu zweit, manchmal zu dritt auf einen der scheinbar unterlegenen Gegner, nagelten ihn allein mit ihrem Körpergewicht am Boden fest und versuchten immer wieder, ihre schrecklichen Fänge und die messerscharfen Krallen einzusetzen. Aber Damona hatte selbst erlebt, daß die Männer praktisch unverwundbar waren. Langsam, aber unerbittlich, neigte sich das Gleichgewicht der Kräfte. Immer mehr der Dämonen schrien unter den furchtbaren Schlägen der Männer auf und sanken reglos in den Sand. In zwei, drei Minuten würde der Spuk endgültig vorbei sein.

Sie lief weiter, so schnell sie konnte. Ihre Beine drohten immer wieder unter ihr wegzuknicken, aber Angst und Verzweiflung gaben ihr neue Kraft und ließen sie weitertorkeln.

Etwa fünfzig Meter vor ihr lag ein dunkler, langgestreckter Umriß auf dem Strand.

Ein Boot!

Der Anblick mobilisierte noch einmal all ihre Kräfte. Sie rannte los, warf sich verzweifelt gegen den Rumpf und schob das Boot ins Wasser.

Hinter ihr zerschnitt ein vielstimmiger, wütender Aufschrei die Luft.

Aber das registrierte sie kaum noch. Sie watete zwei, drei Meter weit ins Meer hinaus, bis das Boot genug Wasser unter dem Kiel hatte, zog sich mit letzter Kraft über den Bootsrand und schlug schmerzhaft auf den harten Planken auf. Ihre Finger tasteten müde nach dem Anlasser des Außenbordmotors.

Dann drehte sie das Boot, richtete den Bug auf den verschwommen sichtbaren Strand des Festlandes und ließ sich einfach vornüber fallen, hinein in die weichen, warmen Arme der Bewußtlosigkeit.

***

Asmodis kreischte wütend auf, als er die Szene auf dem Spiegel verfolgte. Für zwei, drei Sekunden hing sein Blick wie hypnotisiert an

dem chaotischen Bild. Seine Lippen bebten, und über sein schwarzes Gesicht zuckte eine Vielzahl von Empfindungen: Überraschung, Unglauben, Zorn, schließlich Haß, als er sah, wie seine Schergen von Ulthars Männern niedergerungen wurden.

»Verrat!« brüllte er.

Er fuhr mit einer schlangengleichen Bewegung herum und stürzte auf Ulthar zu. Sein Arm zuckte vor. Der Schlag schleuderte Ulthar quer durch den Raum.

»Verrat!« brüllte Asmodis noch einmal. Seine Stimme überschlug sich vor hysterischem Zorn. »Du hast es gewagt, mich zu hintergehen! Wurm! Elendes Ungeziefer! Du hintergehst *mich!!!*«

Ein greller, sengender Blitz zuckte aus seinen Fingerspitzen, traf Ulthar und ließ ihn qualvoll aufschreien.

»Asmodis! Bitte…« Der Rest des Satzes ging in einem qualvollen Keuchen unter, als Asmodis sich auf den alten Magier stürzte und ihn wie eine gewichtslose Stoffpuppe hochriß. Seine Augen flammten vor Zorn.

»Du hast mich hintergangen!« geiferte er. »Du… du …«

»Bitte, Asmodis, laß mich erklären«, keuchte Ulthar. »Ich – ich mußte es tun. Sie darf nicht sterben…«

»Ha!« brüllte Asmodis. Er schüttelte Ulthar wütend, warf ihn zu Boden und baute sich drohend über ihm auf. »Ich sollte dich zerquetschen wie eine Wanze!« brüllte er. »Keiner hat es bisher ungestraft gewagt, mich zu hintergehen!«

»Ich… habe dich nicht hintergangen«, sagte Ulthar mühsam.

»Aber du darfst sie nicht töten. Ich… meine Leute hatten sie bereits … und …«

»Schweig!« schrie Asmodis. Seine Wut schien sich noch zu steigern.

Ulthar schüttelte mühsam den Kopf. Auf seiner Stirn glänzte ein Netz feiner Schweißperlen. »Hör mir zu, Asmodis«, flehte er. »Hör mir eine Minute lang zu.«

Asmodis schien mühsam um seine Beherrschung zu kämpfen.

Sein Gesicht zuckte. Sein schwarzer Umhang bewegte sich wie ein lebendes, von eigenständigem Willen erfülltes Wesen.

»Du hättest all meine Pläne zerstört, wenn du Damona King getötet hättest«, sagte Ulthar. Er sprach schnell und eindringlich, und seine Stimme zitterte hörbar. »Sie muß leben, Asmodis. Sie ist unendlich wertvoll für mich. Für uns.«

»Wertvoll?« Asmodis lachte hämisch. »Die Hexe wird sterben!« Er fuhr herum, trat an den Spiegel und starrte wütend auf die abgebildete Szene. Das Boot war zu einem winzigen schwarzen Punkt in der stahlblauen Fläche des Meeres zusammengeschrumpft und hatte schon beinahe die halbe Distanz zum gegenüberliegenden Ufer zurückgelegt.

»Sieh her, Ulthar«, zischte Asmodis. »Schau dir an, was dir deine

Heimtücke nützt. Ich will, daß du meinen Triumph miterlebst, bevor ich dich töte!«

»Asmodis! Hör mir eine Minute zu«, flehte Ulthar. Er stand auf, taumelte durch den Raum und machte sich mit zitternden Fingern an einer Tür zu schaffen.

»Sieh her!« schrie Asmodis. Ulthar fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt gepackt und herumgewirbelt. Über den kämpfenden Dämonen erschien ein häßlicher, geflügelter Schatten in der Luft.

Der Drache schrie, warf den Kopf in den Nacken und jagte pfeilschnell hinter dem Boot her.

Asmodis lachte bösartig.

»Dein Opfer war sinnlos, Ulthar. Du wirst dafür bezahlen, aber vorher sollst du sehen, daß es sinnlos war. Und jetzt«, seine Stimme sank zu einem drohenden Flüstern herab, »wirst du sterben!«

Hinter Ulthars Rücken öffnete sich eine Tür.

Asmodis erstarrte.

Seine Augen wurden groß und schienen aus den Höhlen quellen zu wollen, als er die schlanke, schwarzgekleidete Frauengestalt erblickte, die hinter dem einarmigen Magier den Raum betrat.

Sie war schlank, mittelgroß und hatte eine sportliche, makellose Figur. Ihr Haar war schwarz und fiel in losen Strähnen bis auf ihre Schultern herab, und ihr Gesicht war von jener makellosen, unaufdringlichen Schönheit, die man nur selten antrifft.

»Ich grüße dich, Asmodis«, sagte Damona King.

***

Frank Porter hatte genug gesehen. Er sprang auf, fuhr herum und lief mit Riesenschritten auf seine Maschine zu. Mit einem einzigen, gekonnten Satz war er im Sattel, riß die Honda mit dem verbleibenden Schwung vom Ständer herunter und warf den Gang hinein, noch bevor das Mahlen des Anlassers ganz verstummt war.

Die sechsundachtzig Pferdestärken der Honda brüllten auf. Das Vorderrad stieg zehn Zentimeter in die Luft, kippte federnd zurück und riß die Maschine vorwärts. Porter bot sein ganzes fahrerisches Können auf, um die für dieses Gelände denkbar ungeeignete Straßenmaschine über den welligen, mit Schlaglöchern und heimtückischen Fallgruben durchsetzten Boden zu katapultieren. Die Uferböschung verbarg das Meer vor seinen Blicken, aber er hatte den Kurs des Bootes lange genug verfolgt, um sich ausrechnen zu können, wo es an Land kommen mußte.

Er wich einer Gruppe verkrüppelter Bäume aus, walzte durch niedriges Buschwerk und Sträucher und schoß schließlich die steile, rutschige Flanke der Düne hinauf. Das Hinterrad der Honda drehte auf dem feuchten Gras protestierend durch. Porter spürte, wie er

Geschwindigkeit verlor und spielte vorsichtig mit Gas und Kupplung, um das Motorrad auf Kurs zu halten.

Dann war er oben, tippte vorsichtig auf die Bremse und schoß mit aufheulendem Motor den gegenüberliegenden Hang hinunter. Er hatte richtig geschätzt – das Boot befand sich keine zwanzig Meter westlich von ihm und rutschte mit jeder Welle ein Stück weiter den Strand hinauf. Von seiner Lenkerin war keine Spur zu entdecken.

Porter hätte um ein Haar den Lenker verrissen, als er das grausige Wesen sah, das über dem Boot in der Luft schwebte und wütend über den Strand schrie.

Irgendwie reagierte er in diesem Moment, ohne zu denken. Wenn er Zeit zu logischem Überlegen gehabt hätte, hätte er wahrscheinlich die Maschine herumgerissen und die Flucht ergriffen.

Aber das Monster ließ ihm keine Zeit dazu. Es entdeckte ihn im gleichen Augenblick, als Porter es seinerseits sah. Der kleine, häßliche Kopf ruckte herum. Die riesigen, ledrigen Schwingen pflügten scheinbar schwerfällig durch die Luft, und aus der Kehle des Wesens drang ein krächzender, nervenzerfetzender Schrei, der Porter das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Mit einer ungeheuer kraftvollen Bewegung warf sich der Drache herum und stürzte sich auf das neue Opfer. Seine messerscharfen Krallen funkelten wie Dolche in der Sonne.

Porter zog den Kopf zwischen die Schultern, duckte sich tief über den Lenker und gab im gleichen Augenblick Gas, als die Bestie auf ihn herunterstieß. Die riesigen Flügel rauschten wenige Zentimeter über ihm durch die Luft; die dolchartigen Krallen kratzten mit häßlichem Geräusch über seinen Helm und glitten harmlos ab.

Porter riß die Maschine herum, stieg in die Bremsen und griff mit der Linken unter seine Jacke.

Als das Ungetüm das nächste Mal angriff, war er vorbereitet.

Der Vogel sah irgend etwas hell und silbern in der Hand des Menschen aufblitzen, aber sein unterentwickeltes Gehirn hatte nicht die nötige Kapazität, um die Gefahr zu erkennen. Er schrie, riß das zahnbewehrte Maul auf und stürzte sich mit ausgebreiteten Schwingen auf das vermeintlich wehrlose Opfer.

Porter wartete bis zum letzten möglichen Augenblick, ehe er sich aus dem Sattel fallen ließ. Die Kette in seiner Hand zischte durch die Luft, zerfetzte die rechte Schwinge des Monstrums und ließ Knochen wie dünne Schilfrohre zerbrechen. Ein mörderischer Ruck ging durch Porters Handgelenk, als sich das Ende der Kette um den Armknochen des Drachens wickelte. Er wurde emporgerissen, und für einen Augenblick sah es fast so aus, als würde der Vogel trotz der Verletzung und des zusätzlichen Gewichtes noch einmal in die Luft steigen.

Aber dieses letzte Aufbäumen dauerte nur einen Moment. Porter riß

verzweifelt an der Kette. Das Ungeheuer bäumte sich in der Luft auf, warf den Kopf in den Nacken und trudelte hilflos zu Boden.

Seine schrecklichen Fänge schlugen in sinnloser Wut in den Sand, und der tödliche Schnabel zuckte immer wieder in Porters Richtung.

Der junge Mann gab dem Ungeheuer keine Chance. Mit einem wütenden Ruck befreite er seine Kette, sprang außer Reichweite der schlagenden Flügel und hieb nach dem Kopf der Bestie. Zwei-, dreimal schlug er mit aller Kraft zu.

Dann lag die alptraumhafte Kreatur reglos vor ihm im Strand.

Schwarzes, schleimig glänzendes Blut tropfte aus seinem gebrochenen Schnabel. Der leblose Körper begann beinahe augenblicklich, einen unerträglichen Verwesungsgestank zu verströmen.

Porter blieb für einige Sekunden schweratmend neben dem verendeten Ungeheuer stehen. Das Blut rauschte in seinen Ohren, und in seinem Handgelenk war ein lähmender, betäubender Schmerz. Er ließ die Kette fallen, trat keuchend von dem Leichnam zurück und massierte sich sein schmerzendes Gelenk.

Ein leises, kaum hörbares Stöhnen ließ ihn herumfahren.

Eine Hand tastete mit unsicheren Bewegungen über den Rand des Bootes, das noch immer mit sinnlos laufendem Motor versuchte, den Strand zu erklimmen.

Porter spie einen Fluch aus und lief los.

In dem Boot lag der zusammengekrümmte Körper einer etwa zwanzigjährigen Frau. Porter erkannte, daß sie normalerweise sehr schön sein mußte, aber im Augenblick bot sie einen eher bemitleidenswerten Anblick. Ihre Kleider waren verdreckt und zerrissen.

Zahllose Kratz- und Schnittwunden bedeckten ihre Haut, und ihr schwarzes, schulterlanges Haar war verklebt von Blut und feuchtem Sand. Sie atmete keuchend und versuchte kraftlos, sich über den Bootsrand zu ziehen.

Porter ergriff ihre Handgelenke und hob sie behutsam so weit aus dem Boot, daß er unter ihre Achseln greifen konnte. Sie war überraschend leicht. Sie stöhnte unter seiner Berührung und machte einen schwachen Versuch, seine Hände abzustreifen. Porter ignorierte es.

Er hatte längst aufgehört, eine Erklärung für die phantastischen Vorgänge finden zu wollen, die er beobachtet und zum Schluß selbst miterlebt hatte. Sein Blick irrte unsicher über das Meer zu der Halbinsel von Coney Island hinaus. Ohne sein Fernglas konnte er die Gestalten am gegenüberliegenden Ufer nur als winzige schwarze Punkte ausmachen, aber er war sicher, daß sie den Kampf mit dem Vogel beobachtet hatten. Wahrscheinlich würde jetzt schon eine ganze

Horde von ihnen auf dem Weg hierher sein.

Er schleifte den Körper der halb bewußtlosen Frau auf den Strand, legte sie behutsam auf den Rücken und beugte sich über sie.

Ihr Gesicht zuckte schmerzhaft, als er ihre Wange berührte. Sie glühte. Wahrscheinlich hatte sie Fieber. Und Porter bezweifelte, daß sie ihn überhaupt wahrnahm. Nach allem, was diese zerbrechliche junge Frau erlebt hatte, müßte sie eigentlich tot sein, sinnierte Porter.

»Können Sie mich verstehen?« sagte er leise.

Sie stöhnte, warf den Kopf hin und her und öffnete die Augen. Ihr Blick flackerte unstet. Sie versuchte zu nicken, aber die Bewegung war mehr zu ahnen, als wirklich zu erkennen.

»Wir müssen hier weg«, sagte Porter eindringlich. »Verstehen Sie mich? Wir müssen weg. Die Männer, die hinter Ihnen her sind, werden jeden Augenblick hier auftauchen.« Er zögerte. »Glauben Sie, daß Sie auf einem Motorrad mitfahren können?« fragte er.

Die junge Frau nickte erneut, aber Porter bezweifelte, daß sie seine Worte überhaupt verstanden hatte. Wahrscheinlich war dieses Nicken nur ein reiner Reflex auf den Klang seiner Stimme. Er stand auf, ging zu seiner Maschine herüber und richtete sie keuchend auf.

Dann ging er zu der Frau zurück, hob sie vorsichtig hoch und setzte sie behutsam auf den Soziussitz der Honda. Sie fiel kraftlos vornüber und wäre erneut zu Boden gestürzt, wenn Porter sie nicht an den Schultern festgehalten hätte.

Er schwang sich vor ihr in den Sattel, bettete ungelenk ihren Kopf auf seine Schulter und löste mit hastigen Bewegungen seinen Gürtel.

Es war ein schweres Stück Arbeit, bei dem die Frau mehr als einmal aus dem Sattel zu rutschen und zu Boden zu fallen drohte, aber schließlich hatte er sie provisorisch mit dem Gürtel an sich gebunden.

Er startete den Motor, fuhr vorsichtig durch den lockeren Sand und gab Gas, als das erste Gras unter den Reifen der Maschine auftauchte.

Als er auf die Straße hinauffuhr, verließen zwei schwarze Wagen den Holzsteg, der nach Coney Island hinausführte. Porter hörte die Motoren aufbrüllen, als die Fahrer rücksichtslos beschleunigten.

Er warf einen Blick in den Rückspiegel, grinste schadenfroh und preschte los.

***

»Ich hätte es dir gesagt, aber du hast mir ja keine Zeit dazu gelassen«, sagte Ulthar schweratmend. Er lehnte neben Damona an der Wand, massierte keuchend seine schmerzende Brust und musterte Asmodis mit einer Mischung aus Zorn und schlecht unterdrücktem Triumph. »Deine Leute hätten sie getötet, wenn ich nicht eingegriffen hätte«, sagte er dumpf. »Ich mußte es tun. Es ist nicht meine Schuld, wenn sie während des Kampfes entkommen konnte.«

Asmodis nickte widerwillig, ohne den Blick von der schlanken, dunkelhaarigen Frauengestalt zu nehmen. »Sie ist…«

»Ein Spiegelbild«, vollendete Ulthar den Satz. Er stieß sich von der Wand ab, nahm Damona am Arm und führte sie auf den Höllenfürsten zu. »Eine perfekte Kopie. Genau wie die anderen.« Seine Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Grinsen. »Ich habe dir gesagt, daß niemand aus meinem Kabinett entkommt.«

Asmodis bewegte sich unruhig. Ulthar konnte deutlich erkennen, welcher Widerstreit in dem Oberhaupt der Schwarzen Familie tobte.

Alles in dem Höllenfürsten schien darauf zu drängen, sich auf das Ebenbild der verhaßten Hexe zu stürzen. Einzig Ulthars Worte, und vielleicht eine Spur von Neugier, schienen ihn davon abzuhalten.

»Sie ist…« begann er zögernd.

»Sie gehorcht mir«, sagte Ulthar kalt, »wenn es das ist, was du fragen willst.«

Damona sah ihren Meister an, runzelte die Stirn und lächelte kalt.

»Ich gehorche dir«, sagte sie schleppend. Ihre Stimme klang brüchig, gekünstelt, fast wie die einer Maschine. Asmodis bemerkte plötzlich, wie hölzern ihre Bewegungen wirkten.

»Ich gebe zu, daß ich Miß King in einem entscheidenden Punkt unterschätzt habe«, sagte Ulthar nach einer Weile. Er spürte, daß der gefährliche Augenblick vorüber war. Asmodis würde ihm jetzt wenigstens zuhören.

»Sie wirkt… unecht«, sagte der Höllenfürst schließlich. Sein Blick wanderte unsicher zwischen Damona und Ulthar hin und her.

Ulthar nickte. »Ich weiß. Sie ist nichts als ein Schatten der echten Damona«, gab er zu. »Ein Spiegelbild, ohne eigenen Willen. Wir brauchen Miß King. Nur so können wir sie zu echtem Leben erwecken.« Seine Stimme bekam plötzlich einen fanatischen Klang.

»Überlege doch, Asmodis! Du weißt selbst am besten, wie gefährlich diese Frau ist. Selbst du hast es nicht fertiggebracht, mit ihr…«

»Schweig!« brüllte Asmodis. Die Erinnerung an seine Niederlagen schienen seinen Haß neu aufflammen zu lassen.

Aber Ulthar sprach ungerührt weiter. Ich seinen Augen leuchtete ein wildes, fanatisches Feuer. »Ich verstehe dich nur zu gut, Asmodis, auch ich habe lange, viel zu lange, darauf warten müssen, meinen Feinden alles heimzuzahlen, was sie mir angetan haben. Aber überlege doch. Ist es nicht viel besser, den Gegner zu versklaven, seine Kraft, seine Fähigkeiten für die eigene Sache einzusetzen, statt ihn zu töten. Wäre der Triumph, Damona King als deine treue Dienerin zu sehen, nicht ungleich höher für dich?«

Asmodis zögerte. »Sie… sie ist nur ein Bild«, sagte er schließlich.

»Ein kleiner Teil ihrer selbst…«

Ulthar nickte. »Sicher. Wir brauchen die echte Damona, um dieser

wirkliches Leben einzuhauchen. Aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir sie haben.« Er lachte häßlich. »Sie kann nicht entkommen, Asmodis. Sie ist verletzt. Sie hat keine Papiere, kein Geld, keine Kleidung, keine Freunde… niemanden, der ihr helfen könnte …« Er lachte rauh, wandte sich dem Ebenbild Damona Kings zu und fuhr ihr mit einer fast zärtlichen Geste über die Stirn. »Bald«, flüsterte er, »bald werden wir dich zu wirklichem Leben erwecken.«

»Dazu müßtest du die echte Damona King erst einmal haben«, gab Asmodis zu bedenken. »Täusche dich nicht, Ulthar. Diese Frau ist gefährlicher als tausend Dämonen.«

»Ich weiß, Asmodis. Aber ich verspreche dir, daß wir sie in unserer Gewalt haben, bevor der Tag zu Ende ist.« Er ließ den Arm der zweiten Damona King los, seufzte und ging mit schnellen Schritten durch den Raum. Er öffnete die Tür, durch die die junge Frau vor wenigen Augenblicken gekommen war, steckte den Kopf hindurch und flüsterte eine Weile mit jemandem im angrenzenden Raum. Das Geräusch schneller Schritte war zu hören, gefolgt von Türenschlagen und erneutem, hektischem Laufen.

Als Ulthar zu Asmodis zurückkehrte, überzog ein triumphierendes Lächeln sein Gesicht.

Hinter ihm betrat Mike Hunter den Raum, gefolgt von Romano Tozzi und Robert Bender, dem Polizeipräsidenten der Stadt.

***

Zuerst war alles Dunkel und Schmerzen und Übelkeit. Sie erwachte, aber es war nicht das normale Erwachen aus Schlaf oder Bewußtlosigkeit, sondern etwas ganz anderes, Qualvolles. Ihr Körper schien in Flammen gebadet zu sein, und irgendwo in ihrem Unterbewußtsein saß ein dunkles, schleimiges, tentakelbewehrtes Etwas, das sie immer wieder in den schwarzen Sumpf der Bewußtlosigkeit zurückzuziehen drohte.

Sie stöhnte, versuchte sich zu bewegen und die Augen zu öffnen, aber es ging nicht.

Durch das dumpfe Rauschen ihres eigenen Blutes drangen Geräusche an ihr Ohr. Schritte, das Rascheln von Kleidung und Worte, deren Sinn sie nicht begriff. Jemand berührte sie sanft, aber kraftvoll am Arm, richtete sie auf und setzte irgend etwas Kühles, Hartes an ihre Lippen. Automatisch öffnete sie den Mund und schluckte. Die Flüssigkeit schmeckte bitter und scharf; sie brannte in ihrer Kehle.

Sie hustete, machte eine schwache Abwehrbewegung und öffnete die Augen.

Ein grinsendes, stoppelbärtiges Gesicht hing über ihr.

»Ich wußte doch, daß ein kräftiger Schluck Sie wieder auf die Beine bringt.«

Er nickte auffordernd und wartete, bis Damona wieder trank. Der Whisky brannte wie Feuer in ihrer Kehle, aber gleichzeitig machte sich ein warmes, wohltuendes Gefühl in ihrem Magen breit. Das Schwindelgefühl hinter ihrer Stirn verging allmählich.

»Wer… wer sind Sie?« fragte sie stockend. »Und … auch wenn es eine abgedroschene Frage ist … wo bin ich.«

»Mein Name ist Porter«, antwortete der Mann. »Frank Porter, um genau zu sein. Ich habe Sie am Strand aufgelesen – erinnern Sie sich nicht?«

Damona überlegte, aber hinter ihrer Stirn war nichts als Chaos.

Schließlich schüttelte sie widerwillig den Kopf. »Um ehrlich zu sein, nicht«, erklärte sie mit schwachem Lächeln. »Was ist passiert?«

»Ich hatte gehofft, daß Sie mir das erklären könnten«, sagte Porter seufzend. Er stellte das Whiskyglas auf den Tisch, setzte sich neben Damona auf den Bettrand und legte in einer kameradschaftlichen Geste den Arm um ihre Schulter.

»Sie haben ziemlich viel geredet, während Sie hier lagen«, sagte er.

»Wer ist Asmodis? Und Ulthar?«

Damona schrak zusammen. »Ich habe… diese Namen genannt?«

»Und noch ein paar mehr«, nickte Frank. »Sie haben eine Menge gesagt. Um ehrlich zu sein – ich habe kein Wort verstanden.« Er lächelte schwach. »Und ich hätte nichts von allem geglaubt, wenn ich Sie nicht beobachtet hätte.« Seine Stimme zitterte unmerklich, als er fortfuhr. »Diese Wesen, die Sie gejagt haben… was waren das für Ungeheuer?«

Damona zögerte, zu antworten. Sie spürte, daß Porter es ehrlich meinte. Immerhin hatte er ihr das Leben gerettet. Aber sie zögerte, ihn noch tiefer in die Geschichte hineinzuziehen. Porter wäre nicht das erste unschuldige Opfer, das den Fehler beging, sich in den Kampf der Giganten einzumischen und dabei zu Schaden kam.

Sie streifte seinen Arm ab, stand behutsam auf und ging mit kleinen vorsichtigen Schritten durch den Raum. Es klappte besser, als sie erwartet hatte.

Sie sah an sich herunter. Der schwarze Hosenanzug, den sie getragen hatte, war verschwunden und durch schmuddelige Jeans und ein um mehrere Nummern zu großes Herrenhemd ersetzt worden.

Ihre Handgelenke waren mit mehr gutem Willen als medizinischem Wissen verbunden worden; auf die Schnittwunden an ihren Handflächen hatte jemand ein ganzes Sammelsurium von Pflastern geklebt.

»Haben Sie mich… verarztet?«

Porter nickte. »Ja. Ich fürchte, ich mache mich nicht sehr gut als Krankenpfleger. Aber ich wollte keinen Arzt rufen. Er hätte zu viele Fragen gestellt.«

Damona lächelte. Porter wurde ihr mit jeder Sekunde sympathischer. Dabei sah der junge Mann nicht gerade vertrauenerweckend aus. Er war groß, ein Hüne, hinter dem sich selbst Mike spielend hätte verstecken können, und unglaublich breitschultrig. Seine Hände erinnerten Damona an Schaufeln, und die muskulösen Oberarme schienen beständig darum bemüht zu sein, das dünne, karierte Baumwollhemd zu sprengen. Seine Beine steckten in hautengen, zerschlissenen Lederhosen und schweren Motorradstiefeln. Sein Haar war schulterlang, verfilzt und wahrscheinlich seit dem letzten Unabhängigkeitstag nicht mehr gewaschen worden.

Aber Damona spürte, daß hinter diesem ungepflegten Äußeren ein guter Kerl steckte.

»Ich möchte Sie nicht in die Geschichte hineinziehen, Frank«, sagte sie schließlich. »Es könnte gefährlich werden.«

Porter machte eine wegwerfende Handbewegung und zündete sich eine Zigarette an. »Ich stecke schon tief genug drinnen«, sagte er zwischen zwei Zügen. Sein Gesicht verschwand hinter treibenden blauen Qualmwolken. »Dieser große häßliche Vogel…« sagte er.

»Was war das für ein Ding?«

»Eine Art Jäger«, sagte Damona. »Er gehört den Leuten, die hinter mir her waren.«

»Sehen Sie – ich habe ihn erschlagen. Seine Besitzer werden das sicher nicht zu schätzen wissen. Ich glaube, Sie sind es mir schuldig, mich einzuweihen.« Er grinste flüchtig. »Ich möchte wenigstens wissen, wer hinter mir her ist.«

Damona sah Porter zweifelnd an. Es war normalerweise nicht ihre Art, Fremde in ihren Kampf gegen die höllischen Mächte mit hineinzuziehen. Aber sie hatte wohl keine Wahl.

Sie seufzte, zog sich einen Stuhl heran und ließ sich darauf nieder.

Dann begann sie mit ruhiger, leiser Stimme zu erzählen. Sie berichtete alles – angefangen von den beiden geheimnisvollen Fremden, die ihr Hexenherz gestohlen hatten, über die Einladung zu Conellys Party, auf der sie und die Spitze der New Yorker Gesellschaft in die Falle gegangen waren. Als sie von Ulthars Spiegelkabinett berichtete, runzelte Frank zweifelnd die Stirn, schwieg aber.

Erst, als sie nach mehr als zwanzig Minuten geendet hatte, ergriff Porter wieder das Wort.

»Die Geschichte hört sich ziemlich phantastisch an«, sagte er.

»Aber ich muß Ihnen wohl glauben. Schließlich habe ich Ihr Ende selbst miterlebt. Auch«, fügte er kopfschüttelnd hinzu, »wenn ich es immer noch nicht begreife.«

»Sie sollten sich nicht weiter einmischen«, sagte Damona. »Ich bin Ihnen wirklich dankbar, Frank – aber die Mächte, mit denen ich zu tun habe, sind noch viel gefährlicher, als Sie sich jetzt vielleicht

vorstellen. Das beste wäre, wenn ich jetzt gehe und Sie die ganze Geschichte so schnell wie möglich vergessen.«

Frank lachte hart. »Sie sind gut, Miß King. Wenn das, was Sie mir erzählt haben, stimmt, dann stecke ich bereits viel zu tief in der Geschichte, um noch so tun zu können, als wüßte ich von nichts. Und nicht nur ich. Sie sagten, die Leute auf der Party wären alle in Ulthars Falle gegangen?«

»Ja.«

»Dann beherrscht Ulthar praktisch die Stadt«, sagte Frank hart.

»Ich weiß zwar nicht, welche Ziele er verfolgt, aber er wird es kaum dabei bewenden lassen, ein paar Kopien von wichtigen Politikern und Wirtschaftsbossen anzufertigen. Er wird weitermachen.«

»Das ist anzunehmen«, sagte Damona.

»Und Sie glauben, ich würde mich hier hinsetzen, die Hände in den Schoß legen und in aller Ruhe abwarten, während eine unbekannte Macht mit noch unbekannteren Zielen die Herrschaft über die Stadt übernimmt?« fragte Frank spöttisch. »Nach dem, was Sie mir erzählt haben, Miß King, sind wir alle in Gefahr. Und«, er beugte sich vor, senkte die Stimme und sah sie ernst an, »ich gehöre nicht zu den Menschen, die vor einer Gefahr davonlaufen.«

Damona schüttelte geduldig den Kopf. »Sie unterschätzen die Gefahr, Frank. Sie haben es nicht nur mit Ulthar oder seinen Sklaven zu tun. Er beherrscht jetzt schon die Stadt. Seine Leute sitzen in den Schaltstellen von Polizei und Geheimdienst – Sie werden es mit der gesamten Polizei zu tun bekommen.«

Porter lachte abfällig. »Wir sind es gewohnt, Ärger mit den Bullen zu haben«, sagte er.

Er stand auf. »Wenn Sie sich wieder einigermaßen wohl fühlen, gehen wir.«

»Wohin?«

»Die Jungs zusammenrufen.«

»Die Jungs? Sie meinen?«

»Meine Bande, Gang, Gruppe… was Ihnen lieber ist«, erklärte Frank achselzuckend.

Damona schüttelte erneut den Kopf. »Frank, Sie mißverstehen die Lage. Dies hier ist kein Spiel. Asmodis will mich töten. Und er wird jeden aus den Weg räumen, der ihn daran hindert.«

»Ich weiß«, sagte Frank ungerührt. »Aber sehen Sie, Miß King – ich war nicht zufällig draußen am Strand, als Sie mit Ihrem Boot auftauchten. Ich habe meinen ganz persönlichen Anteil an der Sache. Ich war die ganze Nacht dort draußen und habe die Insel beobachtet.«

»Weshalb?« fragte Damona.

Porter lächelte traurig. »Wegen Sheldon«, erklärte er. »Mein Bruder. Er ist vor drei Tagen mit seiner Freundin nach Coney Island

hinausgerudert und nicht wiedergekommen. Ich glaube, ich weiß jetzt, was ihm zugestoßen ist.« Sein Gesicht zuckte. Er drehte sich brüsk um, nahm eine zerschlissene Lederjacke vom Haken und warf sie Damona zu.

»In der Packtasche ist ein zweiter Helm«, sagte er, während sie über die knarrende Holztreppe in den Hinterhof hinuntergingen, in dem seine Honda stand. »Setzen Sie ihn auf. Niemand wird Sie erkennen.«

Damona gehorchte. Porter schwang sich in den Sattel, betätigte den Anlasser und wartete, bis Damona hinter ihm Platz genommen hatte. Dann fuhr er los.

Damona versuchte, sich zu orientieren, aber der Stadtteil, durch den sie fuhren, war ihr völlig fremd. Die Häuser hier erinnerten sie nicht an das, was sie von New York im Gedächtnis hatte. Es waren zweistöckige, alte Wohnblocks mit hohen Fenstern und breiten Eingängen. Früher einmal mußte dies eine der besseren Wohngegenden der Stadt gewesen sein. Aber diese Zeiten waren längst vorbei.

Halbverrostete Autowracks, überquellende Mülleimer und Scharen von schmutzigen, zerlumpten Kindern bestimmten das Straßenbild.

Die wenigen Menschen, die die Straßen bevölkerten, waren meist ärmlich gekleidet, und ihre Bewegungen wirkten irgendwie ängstlich und verstört, so als schämten sie sich ihrer Armut und gingen nur höchst widerwillig aus ihren Behausungen.

Porter jagte die Honda unter Mißachtung sämtlicher Verkehrsregeln über die kaum belebten Straßen, fegte in halsbrecherischem Tempo um die Kurven und hielt schließlich vor einem schmuddeligen Gebäude, vor dem schon eine ganze Anzahl schwerer Maschinen geparkt waren. Die abblätternde Schrift auf der fleckigen Glasscheibe verriet Damona, daß es sich um eine Nachtbar handelte.

Oder vielmehr einmal gehandelt hatte.

Sie bezweifelte, daß es in dieser Gegend heute noch Menschen gab, die das Geld hatten, um sich in einem Night-Club zu amüsieren. Jetzt schien das Lokal den jungen Leuten hier als Treffpunkt zu dienen.

Porter bremste unnötig hart, zog den Zündschlüssel ab und half Damona aus dem Sattel. Dann bockte er die Maschine auf, legte seinen Helm nachlässig auf den Sattel und machte eine einladende Geste zum Lokal hin. »Kommen Sie, Miß King.«

Damona zögerte.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, grinste Frank. »Niemand wird Ihnen etwas tun.«

Damona schüttelte den Kopf. »Darum geht es nicht, Frank«, erklärte sie. »Ich…«

»Ich weiß, Sie möchten mich nicht hineinziehen«, nickte Porter geduldig. »Vergessen Sie den Krampf ruhig, Kindchen. Ich bin schon

drin. Und ich möchte zu gerne einmal mit den Leuten reden, die für Sheldons Verschwinden verantwortlich sind. Die Jungs übrigens auch. Er war einer von uns. Und niemand greift einen von uns an, ohne die Rechnung dafür zu bekommen.«

Damona konnte die Veränderung, die mit Frank Porter vor sich gegangen war, deutlich erkennen. Er war nicht mehr der große, hilfsbereite Junge, der sie am Strand aufgelesen und in sein Zimmer gebracht hatte. Während sie das Lokal betraten und durch den schummrig erhellten Innenraum auf die Theke zugingen, betrachtete sie unauffällig die anderen Mitglieder der Gruppe. Es waren sieben oder acht junge Männer, entsprechend der Zahl der Maschinen draußen vor der Tür, alle in die gleiche Kluft, eine Kombination aus Leder und verwaschenem Jeans-Stoff, gekleidet und alle langhaarig und bärtig. Es fiel Damona schwer, einen Unterschied zwischen Frank und den anderen zu erkennen. Die Motorradkluft hatte etwas Uniformierendes, und durch die Haartracht und die wuchernden Bärte wirkten sie wie Brüder, Mitglieder einer einzigen, großen Familie.

Porter führte sie an die Theke, bestellte mit zwei erhobenen Fingern etwas zu trinken für sich und Damona und sah sich neugierig um.

»Ist Mickey nicht hier?« fragte er.

Einer der Männer antwortete mit einem knappen Kopfschütteln.

»Nein. Ich hab ihn nicht gesehen, seit ihr heute morgen zusammen weggefahren seid.«

»Wir wollten uns hier treffen.«

»Wer ist das?« fragte eine andere, tiefere Stimme. Damona drehte sich herum und sah in ein Paar neugieriger, gutmütiger Augen.

»Deine neue Freundin?«

Frank grinste, stützte sich mit den Ellbogen auf die Theke auf und schüttelte bedächtig den Kopf. »Leider nicht. Wir haben uns…« – er grinste noch breiter – »zufällig kennengelernt.«

»Sue wird sich freuen.«

Frank verzog abfällig das Gesicht. »Sie wird gar nichts sagen, wenn sie erfährt, was Miß King zu berichten hat.«

Damona schrak bei Franks Worten unwillkürlich zusammen. Bis jetzt war ihr noch nicht ganz klar gewesen, was Frank eigentlich vorhatte.

»Sie kann uns sagen«, fuhr Frank nach einer genau kalkulierten Pause fort, »was mit Sheldon passiert ist.«

***

Mary-Lou Cramer fand an diesem Morgen keinen Schlaf mehr. Eine Zeitlang wälzte sie sich unruhig im Bett und versuchte, eine Erklärung für die seltsame Unruhe zu finden, die von ihr Besitz ergriffen hatte.

Der Gedanke war verrückt – aber während sie die geschlossene Schlafzimmertür anstarrte und darauf wartete, daß Jeb erschien,

festigte sich in ihr die Überzeugung, daß dieser Mann ein Fremder war.

Sie fühlte es. Sie spürte es mit dem untrüglichen Gespür einer Frau, die seit dreißig Jahren mit dem gleichen Mann zusammenlebt, die jede seiner Reaktionen, seine Art zu reden, sich zu geben, sich zu bewegen, kannte.

Vor ihrem inneren Auge erschien wieder die kleine, banale Szene, wie Jeb die Milchflasche aufriß und den Verschluß achtlos zu Boden fallen ließ. Das hatte ihn verraten. Jeb war beileibe kein Pedant, aber er wußte, wie sehr sie ein solches Verhalten verletzt hätte. Und es entsprach nicht seiner Art, so grob mit ihr zu sprechen. Es war nicht die Wahl der Worte, sondern der Tonfall, der sie getroffen hatte.

Sie seufzte, schwang die Beine aus dem Bett und tastete im Dunkeln nach den Zigaretten auf dem Nachttisch. Sie hörte Jeb im Erdgeschoß rumoren; Türen klappten, ein Möbelstück wurde lautstark gerückt, dann hörte sie seine Stimme, als er im Wohnzimmer mit irgend jemandem telefonierte.

Sie steckte eine Zigarette zwischen die Lippen, ließ das Feuerzeug aufschnappen und sog den Rauch fast gierig ein. Jeb mochte es nicht, wenn sie hier im Schlafzimmer rauchte. Aber sie brauchte einfach etwas, mit dem sich ihre Hände beschäftigen konnten.

Unten klappte eine Tür.

Mary-Lou stand auf, ging zum Fenster und schob die Jalousien auseinander. Ihr Mann ging mit schnellen Schritten über den Rasen, öffnete die Wagentür und ließ sich hinter das Steuer fallen. Augenblicke später war er abgefahren.

Sie zögerte noch, das Schlafzimmer zu verlassen. Erst, als der Wagen um die Ecke gebogen und außer Sichtweite war, drehte sie sich um und ging zur Tür und ins Erdgeschoß hinunter.

Das Haus war seltsam still. Die Kinder schienen noch zu schlafen, und selbst von den beiden Katzen, die normalerweise mit dem ersten Sonnenstrahl erwachten und das Haus mit ihrem Miauen und Herumtollen füllten, fehlte jede Spur.

Sie ging unschlüssig ins Wohnzimmer hinüber, sah sich prüfend um, ohne zu wissen, wonach sie eigentlich suchte, und schlenderte schließlich in die Diele.

Ihr Blick fiel auf einen rechteckigen, hellen Fleck über der Garderobe, wo gestern Abend noch der Spiegel gehangen hatte.

Jetzt war er fort. Jebediah mußte ihn entfernt haben.

Mary-Lou starrte den Fleck verblüfft an und versuchte, eine Erklärung zu finden. Die Geräusche, die sie beim Hinaufgehen gehört hatte, fielen ihr wieder ein.

Sie drehte sich um, eilte ins Wohnzimmer zurück, dann ins Bad, in die Gästetoilette…

Fünf Minuten später hatte sie das Haus vom Keller bis zum Dachboden durchsucht. Ihr Verdacht hatte sich bestätigt, aber das Rätsel war dadurch eher größer geworden.

Jebediah hatte sämtliche Spiegel aus dem Haus entfernt!

***

Mike Hunter klopfte ungeduldig gegen die geschlossene Glastür. In der schattigen, nur von einer trüben Leselampe erleuchteten Empfangshalle des SHERIDAN-Hotels entstand Bewegung, dann humpelte der Nachtportier mit eiligen Schritten auf die Tür zu. Auf seinem Gesicht lag ein erschrockener Ausdruck; er schien geschlafen zu haben. Er nestelte einen Schlüssel von der Kette, steckte ihn ins Schloß und öffnete die Tür.

»Guten Morgen, Mister Hunter«, sagte er.

Mike knurrte etwas Unverständliches und schob sich an ihm vorüber, gefolgt von Romano Tozzi und einer dritten Gestalt, deren Gesicht unter der hochgezogenen Kapuze eines Umhanges nicht sichtbar war.

»Meinen Schlüssel«, knurrte Hunter.

Der Portier humpelte um die Theke herum und beeilte sich, Hunter das Gewünschte zu geben. Seine Finger zitterten unmerklich, als er den Schlüssel über die Theke schob.

»Kann ich… sonst noch etwas für Sie tun?« fragte er.

Hunter nickte. »Ja. Sollte Miß King hier auftauchen, sagen Sie ihr nicht, daß ich da bin.« Er schob eine zusammengefaltete Fünfzig-Dollar-Note über den Tisch und sah den Portier durchdringend an.

»Ich hoffe, Sie verstehen mich.«

Der Mann griff zögernd nach dem Geld, drehte den Schein einen Augenblick in den Fingern und ließ ihn schließlich in der Rocktasche verschwinden. »Ich glaube schon, Sir.«

Hunter lächelte unfreundlich, drehte sich dann abrupt um und ging mit schnellen Schritten auf den Lift zu. Seine beiden Begleiter folgten ihm.

Als die Gestalt im Umhang sich herumdrehte, konnte der Portier einen flüchtigen Blick auf ihr Gesicht erhaschen. Nicht lang genug, um sie zu erkennen, aber doch genug, um zu sehen, daß es sich um eine Frau handelte.

Er verzog mißbilligend das Gesicht, als die Aufzugtüren hinter Hunter und den beiden anderen zugeglitten waren. Sicher – Amerika war ein liberales Land, und es war ganz gewiß nicht seine Aufgabe, den Sittenwächter zu spielen. Aber er hatte Miß King in den paar Tagen, die sie zusammen mit Hunter und Mister Tozzi in diesem Hotel gewohnt hatte, als eine sympathische junge Frau kennengelernt, und der Gedanke, sie wegen ein paar Dollar und eines dahergelaufenen Flittchens belügen zu sollen, war ihm zuwider.

Er streifte den Ärmel zurück und sah auf die Uhr. Seine Schicht war in knapp zwei Stunden zu Ende. Mit etwas Glück kam er nicht mehr in die Verlegenheit, Miß King zu treffen. Mochte sich sein Nachfolger mit dem Problem abquälen.

Der Mann wäre wahrscheinlich noch wesentlich beunruhigter gewesen, wenn er gesehen hätte, wie Mike Hunter die Tür seines Apartments öffnete und ungeduldig wartete, bis seine beiden Begleiter hinter ihm den Raum betreten hatten.

Romano Tozzi ließ sich seufzend in einen Sessel sinken und schloß die Augen, während die junge Frau ins Schlafzimmer hinüberging, ihren Umhang abstreifte und aufs Bett warf und dann zurückkam.

Es war Damona King.

***

»Ich begreife nicht, worauf wir noch warten«, knurrte Pecos, als Frank seinen Bericht beendet hatte. Er sprang von seinem Barhocker herunter und funkelte Porter auffordernd an. »Fahren wir hinaus und nehmen diesen Laden auseinander«, verlangte er.

Porter verzog abfällig das Gesicht. »Du bist ein Idiot, Pecos«, sagte er ruhig. »Ich habe versucht, dir zu erklären, daß wir uns einen Plan ausdenken müssen, wie wir Sheldon dort herausholen. *Denken*, Pecos, verstehst du?« Er tippte sich mit Zeige- und Mittelfinger an die Stirn. »So richtig mit dem Gehirn, auch wenn das nicht dein Fall ist. Was glaubst du, wie schnell wir die Bullen auf dem Hals haben, wenn irgendein übereifriger Bürger beobachtet, wie eine Gruppe Motorradfahrer nach Coney Island hinausfährt, eh?«

Pecos schürzte trotzig die Lippen. »Weißt du was Besseres?«

»Im Moment nicht«, gab Porter zu. »Aber uns wird schon noch was einfallen.«

Einer der anderen schob sich in den Vordergrund. »Sag mal, Frank«, begann er zögernd, »ich will deine Worte ja nicht anzweifeln, aber…« Er sah Damona mißtrauisch an und wiegte den Kopf, »bist du sicher, daß die Kleine dich nicht verlädt? Ich meine, Spiegelbilder, die herumlaufen und sich bewegen – das ist doch ziemlich phantastisch, oder?«

Für zehn, fünfzehn Sekunden starrte Porter den Mann nur schweigend an. »Ich habe es gesehen, Jack. Mit meinen eigenen Augen. Ich habe einem von diesen Dingern eins übergebraten, weil es mir ans Leder wollte, und ich habe gesehen, was sie mit ihr gemacht haben.«

Er deutete auf Damona. »Wenn du Schiß hast, Jack, dann sag es. Wir kommen auch ganz gut ohne dich zurecht.«

Jack erbleichte sichtlich. »So war das nicht gemeint, Frank. Es ist nur…«

»Sie glauben mir nicht«, sagte Damona ruhig.
Jack nickte. »Wenn ich ehrlich sein soll – nein.«
»Das ist kein Wunder. Die Geschichte hört sich ziemlich phantastisch an, das gebe ich zu. Aber sie ist wahr.« Sie seufzte. »Wenn Frank nicht eingegriffen hätte, wäre ich jetzt wahrscheinlich tot.«
»Frank Porter als Lebensretter«, kicherte jemand. »Wie edel.«
Porter überging die Bemerkung.
»Es geht gar nicht darum, ob wir ihr glauben oder nicht«, sagte er nach einer Weile. »Wir wissen, daß Sheldon dort hinausgefahren und seitdem nicht wieder aufgetaucht ist. Wir sollten wenigstens nachsehen, ob es dieses Kabinett wirklich gibt. Wenn es stimmt…«
Er zuckte mit den Achseln. »Vielleicht knöpfen wir uns diesen Ulthar mal vor.«
Damona sah ihn zweifelnd an. »Sie unterschätzen die Gefahr immer noch, Frank. Sie können nicht einfach hingehen und ihn sich vorknöpfen, wie sie es ausdrücken.«
»Und ob ich das kann«, sagte Frank grimmig. »Seien Sie mir nicht böse Miß King – aber bei uns herrschen andere Gesetze als in der Gesellschaftsschicht, aus der Sie kommen. Wir haben unseren eigenen Ehrenkodex. Niemand vergreift sich an einem von uns, ohne es mit allen zu tun zu bekommen. Und wir lassen uns durch ein bißchen Hokuspokus nicht einschüchtern.«
Damona rang hilflos mit den Händen und starrte Frank an. Allmählich machte sich in ihr der bedrückende Gedanke breit, einen furchtbaren Fehler gemacht zu haben, als sie Frank die ganze Geschichte erzählte. Die Welt, aus der Frank und seine Freunde stammten, unterschied sich grundlegend von der Damonas. Sie mochte auf ihre Weise härter und brutaler sein, aber gleichzeitig einfacher. Gewalt wurde mit Gewalt beantwortet, und je größer eine Bedrohung war, desto größer das Maß an Gewalt, das man ihr entgegensetzen mußte.
»Selbst wenn Sie recht hätten, Frank«, sagte sie leise, »selbst wenn es so einfach wäre und wir einfach hinausgehen und gegen Ulthar kämpfen könnten… er hat einfach zu viele Männer. Ihr seid acht oder neun, aber Ulthar hat Dutzende von Gefolgsleuten.« Von Asmodis' Horden, fügte sie in Gedanken hinzu, ganz zu schweigen.
So ganz hatte sie das Auftauchen des Höllenfürsten immer noch nicht begriffen. Es war alles viel zu schnell gegangen, es war viel zuviel in viel zu kurzer Zeit passiert, als daß sie die Ruhe gehabt hätte, über die Rolle nachzudenken, die die Schwarze Familie in diesem Spiel spielte. Irgendwie hatte sie von Anfang an angenommen, es hier mit einem völlig anderen, neuen Gegner zu tun zu haben. Ulthars Bosheit kam der von Asmodis sicher gleich; vielleicht überstieg sie sie sogar. Aber sie war *anders*. Sie dachte an die spiegelnden, silbernen Gänge des

Kabinetts zurück, und wieder stieg dieses seltsame, beklemmende Gefühl in ihr auf. Das Ganze erweckte den Eindruck einer irgendwie *klinischen Bosheit*, so verrückt sich das Wort anhörte. Ulthars Reich war sauber, blank, blitzend… gefühllos. Seine Kreaturen glichen Robotern, die stumm ihre Befehle ausführten, ohne Gewissen, ohne Gefühle … In gewissem Sinn war ihr Asmodis beinahe lieber. Er mochte abgrundtief böse und schlecht sein, aber er hatte noch etwas von einem lebenden Wesen an sich. Er folgte seinem Haß, während Ulthar wie eine Maschine zu funktionieren schien.

Vielleicht, überlegte sie, war dies die Endstufe der Bosheit. Ein Wesen, das für seine Opfer nicht einmal mehr Haß empfand, sondern nur noch Gleichgültigkeit.

»Und wie«, drang Jacks Stimme in ihr Bewußtsein, »sollen wir dann vorgehen?«

Sie schrak auf, sah einen Moment lang verwirrt von Frank zu Jack und dann wieder zu Frank zurück.

»Ich weiß es nicht, um ehrlich zu sein«, gestand sie. »Wir müssen irgendwie versuchen, Ulthar aus seinem Bau zu locken.«

»Oder hineinzukommen«, sagte Jack.

Er lächelte, als er Damonas überraschten Blick bemerkte. »Im Ernst – es muß eine Möglichkeit geben, in dieses komische Kabinett hineinzukommen.« Er grinste, entblößte dabei eine Zahnlücke und nippte an seinem Bier. »Wenn dieser Ulthar so scharf darauf ist, Sie in die Hände zu bekommen…«

»Er hat seine Leute, die das für ihn erledigen«, unterbrach ihn Frank. Auf seinem Gesicht erschien ein nachdenklicher Ausdruck.

»Aber du bringst mich da auf eine Idee…« Er drehte sich halb herum und sah Damona nachdenklich an. »Ihr Freund, dieser Mister Hunter …«, begann er, »er wurde auch geschnappt, nicht?«

Damona spürte einen schmerzhaften Stich in ihrer Brust, als Mikes Name fiel. Sie hatte bisher fast krampfhaft vermieden, an ihn zu denken. Sie nickte widerwillig.

»Wenn ich er wäre«, fuhr Porter nachdenklich fort, »würde ich in mein Zimmer zurückgehen und in aller Ruhe abwarten, bis sie auftauchen.«

»Glauben Sie wirklich, ich wäre so dumm, dorthin zurückzugehen?« fragte Damona.

Frank nickte ernsthaft. »Aber sicher. Sie verkennen Ihre Lage, Miß King. Selbst wenn Sie aus eigener Kraft hätten entkommen können – wo wären Sie hingegangen? Ohne Geld, ohne Papiere, ohne Freunde? Sie müssen wenigstens Ihren Paß haben. Ohne den kommen Sie nämlich nicht einmal aus der Stadt.«

Damona mußte Frank widerwillig recht geben. Das Problem mochte sich profan anhören – aber es war da. Vielleicht würde sie ohne

Papiere die Stadt verlassen können, aber sicher nicht das Land.

Und sie würde auch ohne Geld nicht allzu weit kommen; für jemanden, der sich bisher niemals Sorgen um Geld oder Unterkunft hatte machen müssen, ein fast bizarrer Gedanke. Aber leider hatte Frank nur zu recht.

»Und was«, fragte sie zögernd, »schlagen Sie vor?«

Frank grinste verschlagen. »Nun, wenn ich Mike Hunter wäre, dann würde ich im Hotel eine hübsche kleine Falle für Sie vorbereiten.«

»Das ist anzunehmen.«

»Also, warum gehen Sie nicht hinein?« fragte Frank harmlos.

***

Der Raum war so hoch, daß sich das rötliche Flackern der Fackeln in der Höhe verlor. Die Wände bestanden aus zyklopischen, roh aufeinandergefügten Felsblöcken, die mit barbarischen Fresken und Verzierungen geschmückt waren. An der Rückwand des rechteckigen Raumes erhob sich ein mächtiger, aus natürlich gewachsenem Fels herausgearbeiteter Thron, der allein durch seine Dimensionen jeden Betrachter beeindruckt hätte.

Irgendwo tropfte Wasser; ein regelmäßiges, monotones Geräusch, das das leise Prasseln der Flammen untermalte und zu den niedrigen Temperaturen paßte, die in Asmodis' Thronsaal herrschten.

Es war still. Selbst das Geräusch der lodernden Fackeln schien sich angstvoll in Ecken und Winkel verkrochen zu haben, und von den kreischenden, wimmernden und geifernden Dämonen, die normalerweise den brüchigen Marmorboden vor Asmodis' Thron bevölkerten und darum bemüht waren, ihren Herrscher zu unterhalten, fehlte schon seit Stunden jede Spur.

Asmodis starrte mit blicklosen Augen vor sich hin. Wenn es jemanden gegeben hätte, der den Höllenfürst in diesem Moment beobachtete, hätte er annehmen können, einer lebenlosen Statue gegenüberzusitzen. Nur der Umhang des Unheimlichen bewegte sich von Zeit zu Zeit, als würde er von einem unsichtbaren Wind gebauscht.

Asmodis' Gedanken drehten sich im Kreis.

Er hatte einen Fehler begangen.

Das Gefühl war schon die ganze Zeit über in seinem Inneren gewesen, aber Asmodis war bisher zu stolz gewesen, zuzugeben, daß er sich geirrt hatte.

Er hätte sich niemals mit Ulthar einlassen dürfen.

Dabei war er seinem Ziel so nahe gewesen, so nahe! Asmodis ballte in hilfloser Wut die Fäuste, als er daran dachte, daß er die Hexe praktisch schon in seiner Gewalt gehabt hatte.

Damona King!

Asmodis stieß einen obszönen Fluch aus, sprang hoch und begann wütend im Raum auf und ab zu gehen. Die kostbaren Marmorfliesen des Fußbodens erzitterten unter seinen Schritten.

Damona King! Immer wieder Damona King!

Asmodis hatte den Tag, an dem er diesen Namen das erste Mal gehört hatte, schon tausendmal verflucht. Die junge Hexe hatte ihm mehr Niederlagen beigebracht als alle anderen Gegner zuvor.

Und er war so nahe daran gewesen, so nahe! Er hatte sie praktisch schon in seiner Gewalt gehabt.

Für einen kurzen Moment verzerrte sich sein Gesicht vor sinnloser Wut. Er hätte niemals auf Ulthar hören dürfen. Aber der Gedanke war zu verlockend gewesen – Damona King, seine größte Feindin, als willenlose Sklavin zu sehen. Als Werkzeug, das seinen Befehlen stumm gehorchte. Für einen kurzen Moment war er der Verlockung erlegen, und Ulthar hatte sein Schwanken geschickt ausgenutzt, ihm Dinge eingeflüstert, die er gar nicht wollte. Asmodis wußte selbst nicht genau, ob er den einarmigen Magier verfluchen oder bewundern sollte. Noch keinem Sterblichen war es gelungen, ihm seinen Willen aufzuzwingen.

Außer Ulthar.

Asmodis blieb stehen, starrte zu Boden und bewegte lautlos die Lippen. Dann richtete er sich abrupt auf, klatschte in die Hände und ging zu seinem Thron zurück.

Die Szenerie änderte sich schlagartig. Die großen, schmiedeeisernen Tore, die fast die gesamte Südfront der Halle einnahmen, schwangen mit rostigem Quietschen auf. Rote, diffuse Helligkeit flutete in den Raum, begleitet von warmer, nach Schwefel und brennendem Stein riechender Luft.

Ein kleines, geschupptes Wesen, halb Mensch, halb Eidechse, erschien mit wieselnden Bewegungen vor dem Thron und senkte devot den Kopf.

»Du hast mich gerufen, Herr.«

»Wir müssen handeln«, sagte Asmodis. Seine Stimme zeigte keine Spur der Gefühlswallung, die in seinem Inneren getobt hatte. Er wußte jetzt, was zu tun war. Er hatte einen Fehler gemacht. Aber es gab keine Fehler, die man nicht wiedergutmachen konnte.

»Ich werde noch einmal zu Ulthar gehen«, erklärte der Höllenfürst mit sardonischem Grinsen. »Die Fehler, die begangen wurden, lassen sich nicht wieder rückgängig machen. Aber wir werden diesem Sterblichen zeigen, was es heißt, die Mächte der Finsternis zum Kampf herauszufordern, nicht wahr, mein kleiner schuppiger Freund?« Er sprang von seinem Thron herab, tätschelte dem Echsenwesen den Kopf und blieb hoch aufgerichtet stehen.

Die hornigen Lippen des Dämonen verzogen sich zur boshaften

Karikatur eines Grinsens. Die mächtigen, messerscharf auslaufenden Reißzähne des kaum metergroßen Wesens schienen kräftig genug, einen jungen Baum mit einem Biß zu teilen.

»Wir werden ihn vernichten«, krächzte das Wesen.

»Ja, das werden wir«, nickte Asmodis. »Aber erst, wenn er uns geholfen hat, die Hexe zu töten.«

Er fuhr herum, schlug seinen Umhang zur Seite und ging mit entschlossenen Schritten auf den Ausgang zu. Sein dämonischer Diener folgte ihm mit kleinen, watschelnden Bewegungen. Sein Schwanz schleifte über den Boden.

Hätte Asmodis sich in diesem Moment umgedreht, hätte er vielleicht eine schattenhafte Gestalt in einem Winkel der riesigen Halle wahrgenommen.

Vielleicht.

Das triumphierende Lächeln auf ihrem Gesicht hätte er nicht gesehen.

***

Ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen Gewohnheiten kam Jebediah an diesem Tag zum Mittagessen nach Hause. Er hupte zweimal kurz, als er den Wagen in die Garage fuhr, stieg dann aus und kam lächelnd ins Haus.

Mary-Lou hatte das Geräusch der Garagentür gehört und erwartete ihren Mann im Wohnzimmer.

Jebediah lächelte sanft, als er den Raum betrat.

»Du bist schon da?« fragte Mary-Lou.

Jebediah stellte seine Aktentasche in die Ecke, eilte auf seine Frau zu und umarmte sie herzlich. Mary-Lou erschauerte unwillkürlich.

»Ich habe mir den Rest des Tages frei genommen«, sagte er leise. Er trat zurück, hielt sie auf Armeslänge von sich und sah sie ernst an.

»Ich glaube, ich habe mich ziemlich grob benommen heute morgen«, flüsterte er. »Es tut mir leid, Liebling.« Als er den Ausdruck in Mary-Lous Augen bemerkte, fügte er etwas lauter hinzu:

»Vergiß es, bitte. Wir machen uns einen gemütlichen Nachmittag.«

»Kannst du das mit deiner Arbeit vereinbaren?« fragte Mary-Lou.

Die Worte taten ihr fast augenblicklich wieder leid, aber sie waren ihr einmal herausgerutscht und ließen sich nicht wieder rückgängig machen.

Ein flüchtiger Schatten schien über Jebs Gesicht zu ziehen, und für einen winzigen Augenblick stand wieder der gleiche, harte Glanz in seinen Augen wie am Morgen. Aber seine Stimme klang sanft, als er antwortete.

»Die Nacht war lang genug, Schatz. Ich habe mir einen halben Tag Urlaub verdient. Sind die Kinder noch in der Schule?«

Mary-Lou nickte. »Ja. Sie machen einen Ausflug. Ich glaube, sie kommen erst am späten Abend zurück.«

Jebediah drehte sich um, ging zur Bar und schaltete im Vorübergehen die Stereoanlage ein. Leise Gitarrenmusik schwang durch den Raum. »Möchtest du auch etwas zu trinken?« fragte er.

Vor Mary-Lous Augen erschien das Bild eines achtlos weggeworfenen Metallverschlusses. Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich – ich habe noch in der Küche zu tun. Entschuldige mich bitte.«

Jebediah drehte sich langsam um. Seine Finger umklammerten das Whiskyglas so fest, daß die Knöchel weiß hervortraten.

»Ich habe mir nicht extra frei genommen, um dir beim Arbeiten zuzusehen«, sagte er.

»Es… es dauert nicht lange«, beharrte Mary-Lou. »Ich muß nur nach dem Kuchen sehen. Er verbrennt sonst. Oder ißt du gern angebrannten Sandkuchen?«

»Gut. Aber beeil dich, bitte. Ich habe mich auf den Nachmittag mit dir gefreut.«

Mary-Lou nickte, drehte sich herum und ging zur Tür. Sir Winston, der Burma-Kater, den Jeb ihr vor drei Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte, kam über das Fensterbrett geturnt, strich in typischer Katzenmanier um ihre Beine und bewegte sich maunzend auf Jeb zu.

Eine seltsame Veränderung schien mit dem Tier vorzugehen, als es sich Cramer näherte. Es blieb stehen, legte die Ohren an und stellte den Schwanz kerzengerade auf. Mary-Lou hörte, wie das sanfte Schnurren Sir Winstons in ein dumpfes, drohendes Grollen überging. Wie eine Doppelreihe winziger Klappmesser erschienen die Krallen an seinen Samtpfoten.

Jeb runzelte die Stirn, ging auf den Kater zu und bückte sich, um ihn zu streicheln.

Sir Winston fauchte, machte einen Buckel und schlug nach seiner Hand, ehe er auf der Stelle herumfuhr und mit einem einzigen Satz aus dem Fenster war.

Mary-Lou starrte ihm verwirrt nach.

»Was ist mit dem Vieh los?« brummte Jeb. Er hatte den Zeigefinger in den Mund gesteckt und schien daran zu lutschen. Wahrscheinlich hatte Sir Winston ihn gekratzt.

Mary-Lou hob in einer hilflosen Geste die Achseln. »Ich habe keine Ahnung. Als er vorhin bei mir in der Küche war, schien er ganz normal. Vielleicht hatte er Streit mit Johnsons Schäferhund.«

»Oder es ist ein Konkurrenz-Kater aufgetaucht. Einer mit einem größeren Schwanz«, grinste er, ohne den Finger aus dem Mund zu nehmen.

Mary-Lou starrte ihren Mann schockiert an.

Das… das war nicht Jeb!

Dieses Wesen hatte nur äußerlich Ähnlichkeit mit dem gutmütigen, sanften Jebediah, den sie kannte und liebte. Vielleicht nicht einmal das. Sie spürte, daß hinter der dünnen Schale des äußeren Eindrucks etwas abgrundtief Fremdes, Böses und Abstoßendes lauerte.

Mary-Lou fuhr auf dem Absatz herum, stürmte aus dem Zimmer und rannte in die Küche.

Jebediah stürmte hinter ihr her. Unter seinen Schritten schien das Haus zu beben.

»Mary-Lou!«

Seine Stimme war scharf, schneidend, ein Befehl, dem sie sich einfach nicht widersetzen konnte. Sie blieb stehen, schloß die Augen und ballte hilflos die Fäuste.

»Mary-Lou, verdammt noch mal, was ist eigentlich mit dir los?« fragte Jebediah. Er riß sie grob an den Schultern herum und funkelte sie wütend an.

»Verdammt noch mal, sag endlich etwas!«

Sie versuchte schwach, sich aus seinem Griff zu befreien, aber es war aussichtslos. Jebediahs Hand war wie ein Schraubstock. Sie stöhnte vor plötzlichem Schmerz und Angst, schlug in einem blinden Reflex nach seinen Händen und torkelte zurück, als er sie abrupt losließ. Seine Haut hatte sich kalt und hart angefühlt.

»Mary-Lou!« Jebediah trat erneut auf sie zu, berührte sie, diesmal sanft, an der Schulter und legte seine Hand unter ihr Kinn. »Was ist eigentlich los mit dir?« fragte er leise.

»Nichts. Wirklich… ich … ich fühle mich nicht sehr wohl, das ist alles.«

Jebediah schien sich mit dieser Erklärung zufriedenzugeben. Aber Mary-Lou hatte den Eindruck, als ob es ihn in Wirklichkeit überhaupt nicht interessierte, sondern auch nur Teil der Rolle war, die er spielte.

»Soll ich einen Arzt rufen?« fragte er.

Mary-Lou schüttelte schwach den Kopf. »So schlimm ist es nicht.«

»Na dann…« Er zuckte mit den Achseln. »Ich werde dir ein wenig in der Küche helfen.« Er bewegte die Hände, fuhr sich mit einer fahrigen Geste über die beginnende Stirnglatze und suchte in seiner Jackentasche nach Zigaretten.

Als er die Hand wieder hervorzog, sah Mary, daß sein Finger unversehrt war. Sir Winstons Krallen hatten nicht den leisesten Kratzer darauf hinterlassen.

Und plötzlich fiel ihr wieder ein, wie seltsam sich seine Haut angefühlt hatte.

Kalt.

Hart und unnachgiebig. Nicht wie menschliche Haut, sondern wie Metall – nein, wie Glas.

Mit einem Male fror sie.

***

Der Portier des SHERIDAN-Hotels sah überrascht auf, als die Gruppe das Foyer betrat. Für einen Moment spielte ein mißbilligender Zug um seine Mundwinkel, ehe sein Gesicht wieder zu einer Maske berufsmäßiger Freundlichkeit erstarrte. Das SHERIDAN gehörte weder zu den teuersten noch den vornehmsten Hotels New Yorks, aber es genoß in Insiderkreisen einen gewissen Ruf. Und dazu gehörte, daß im SHERIDAN prinzipiell jeder wohnen konnte, der finanzkräftig genug war, für eine Übernachtung mit Frühstück hundertfünfzig Dollar zu zahlen – ganz egal, ob er im Abendanzug oder im Tigerfell auftauchte.

Trotzdem gehörte eine Rockerbande nicht unbedingt zum gewohnten Bild des Hotels. Und die Aufmachung der vier jungen Männer, die durch die Glastüren traten, einen Sekundenbruchteil zögernd stehenblieben und sich dann auf die Theke zu bewegten, ließen den Portier eigentlich nicht an ihrer Identität zweifeln: Enge, glänzende Lederhosen über schweren Stiefeln, nietenbeschlagene Jeans- und Lederjacken und abgewetzte Stulpenhandschuhe. Die geschwärzten Visiere der Motorradhelme gaben den Gestalten etwas Bedrohliches, Abenteuerliches.

»Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren?« fragte der Portier, als die Gruppe vor ihm anhielt. Einige vorübereilende Gäste warfen den vier mißbilligende oder ängstliche Blicke zu, aber im allgemeinen schien niemand sonderliche Notiz von der abenteuerlichen Aufmachung der Männer zu nehmen.

»Wir wollen zu Mister Hunter«, sagte einer der vier. Er griff mit einer geschmeidigen Bewegung nach oben, nahm den Helm ab und knallte ihn auf die Theke. Seine Begleiter folgten seinem Beispiel.

»Ist er da?«

Der Portier erkannte, daß es sich bei einem der vier um eine junge Frau handelte. Das schmale, attraktive Gesicht kam ihm vage bekannt vor, aber er wußte nicht, wo er es einordnen sollte. Die Frau machte es ihm auch nicht gerade leicht. Ihr Haar war unter einer enganliegenden Lederkappe verborgen, und eine große, einseitig verspiegelte Sonnenbrille verdeckte den Großteil ihres Gesichts.

»Also?« fragte Jack, diesmal eine Spur energischer. »Ist er da?«

Der Portier drehte sich zögernd herum, sah zum Schlüsselbord hinauf und schüttelte den Kopf.

»Der Zimmerschlüssel ist hier«, sagte er. »Mister Hunter scheint nicht im Haus zu sein.«

»Das macht auch nichts«, sagte die junge Frau. Sie setzte die Brille ab, streifte die Lederkappe herunter und schüttelte ihr Haar auseinander.

Der Portier riß die Augen auf und verschluckte sich fast. »Miß King!«

Damona lächelte breit. »In Lebensgröße. Haben Sie mich nicht

erkannt?«

»Nein, ich…«

Damona unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung.

»Hat Mister Hunter gesagt, wann er wiederkommt?«

»Nein. Ich bin erst seit zwei Stunden hier. Er muß sehr früh weggegangen sein.« Er drehte sich um und machte Anstalten, nach dem Schlüssel zu greifen, aber Damona hielt ihn mit einer raschen Bewegung zurück.

»Das wird nicht nötig sein. Ich brauche nur eine Kleinigkeit aus dem Zimmer. Vielleicht kann einer der Pagen hinaufgehen?«

»Selbstverständlich. Worum handelt es sich?«

Damona tauschte einen kurzen, warnenden Blick mit Jack. »Der blaue Koffer«, sagte sie. »Im Schlafzimmer. Er müßte neben dem Bett stehen.«

Der Portier nickte, drückte auf einen verborgenen Klingelknopf und drehte sich erwartungsvoll um. In der holzgetäfelten Wand hinter seinem Rücken öffnete sich eine schmale Tür, und ein kleinwüchsiger, uniformierter Page erschien.

Damona konnte nicht verstehen, was der Portier zu ihm sagte, aber er nickte geflissentlich und entfernte sich in Richtung Aufzug.

»Wir warten hier«, sagte Damona. Sie griff nach ihrem Helm, klemmte ihn unter den Arm und wich, mit zufällig erscheinenden Bewegungen zum Ausgang zurück. Ihre drei Begleiter folgten ihr.

»Glauben Sie, daß es klappt?« fragte Frank, als sie außer Hörweite des Portiers waren.

Damona biß sich auf die Unterlippe.

»Ich hoffe es«, sagte sie. »Wenn nicht…« Sie brach ab und starrte an Frank vorbei nach draußen. »Sie müssen einfach dasein«, fuhr sie nach einer Weile fort. »Sie können sich ausrechnen, daß ich früher oder später hier auftauche. Ich hoffe nur, Mike fällt auf den Trick herein.« Sie sah zweifelnd zum Aufzug und verfluchte ihre Nervosität. Allmählich kamen ihr Zweifel, ob Franks Plan wirklich so gut war, wie sie im ersten Augenblick angenommen hatte. Die ganze Geschichte war mehr als gewagt. Aber vielleicht hatten sie gerade deshalb Aussicht auf Erfolg. Ulthar würde mit allem rechnen – aber kaum damit, daß Damona zum Angriff überging.

Auf der Straße fuhr eine Kolonne schwerer Motorräder vorbei.

Das dumpfe Grollen der Motoren wurde von den dicken Glasscheiben der Türen fast vollkommen verschluckt, aber Damona und Frank hörten es trotzdem.

Frank trat vor die Glasscheibe und bewegte wie zufällig die Hand.

Keinem Außenstehenden wäre die Geste aufgefallen. Auch im Verhalten der Motorradfahrer schien sich nichts zu ändern. Aber Damona wußte, daß Pecos das Zeichen gesehen hatte. Die Gruppe

mochte nach außen wie ein bunt zusammengewürfelter Haufen wilder Gestalten erscheinen, aber Damona hatte schnell erkannt, daß es sich in Wirklichkeit um eine straff geführte Gruppe handelte, die mehr Disziplin aufbringen konnte, als man ihr zutraute.

Das Grollen der Motorräder ging im Verkehrslärm unter. Zwei der Maschinen würden jetzt ausscheren und sich dem Hotel von der entgegengesetzten Seite nähern.

»Ich hoffe, es war nicht zu früh«, murmelte sie.

Frank lächelte ermutigend. »Kaum. Außerdem – Pecos kann schon auf sich aufpassen. Er ist ein Meister im Improvisieren.«

»Der Aufzug kommt«, flüsterte Jack.

Damona drehte sich mit erzwungenen ruhigen Bewegungen herum. Das weiße Licht über der Aufzugtür war aufgeleuchtet. Ein heller Glockenton erklang, dann glitten die Türen mit quälender Langsamkeit auseinander.

Damona mußte all ihre Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht laut aufzuschreien. Aus der Kabine trat Mike Hunter.

Mike…

Für einen kurzen Augenblick fühlte Damona einen heißen, brennenden Schmerz, als sie die schlanke Gestalt betrachtete, die so ganz wie Mike aussah und doch grundverschieden von ihm war.

Er trat aus der Kabine, sah sich rasch nach rechts und links um und ging dann zum Portier hinüber. Damona sah, wie er ein paar Worte mit dem Mann wechselte und dieser mit der Hand in ihre Richtung deutete.

Mikes Kopf ruckte herum. Für einen Herzschlag stand auf seinem Gesicht maßlose Verblüffung. Dann lächelte er, bedankte sich mit einem flüchtigen Kopfnicken beim Portier und kam mit ausgebreiteten Armen auf Damona zu.

»Damona!« rief er. Seine Stimme klang warm und herzlich wie immer, und in seinem Blick schien echte Freude zu liegen. »Ich hatte mir schon Sorgen um dich gemacht. Wo warst du die ganze Zeit?«

Er erreichte Damona, umarmte sie flüchtig und trat einen Schritt zurück. »Entschuldige bitte – dieser Depp von Portier hat nicht einmal gemerkt, daß ich schon längst zurückgekommen war. Willst du mir nicht deine Freunde vorstellen?«

Er sah Jack, Frank und Steven durchdringend an und lächelte dann erneut. »Es sind doch deine Freunde, oder?«

Damona nickte zögernd. Alles in ihr schien verkrampft, drängte danach, sich an Mikes Hals zu werfen und diesen ganzen, gräßlichen Alptraum zu vergessen.

Dieser Mann ist nicht Mike, dachte sie immer wieder. Er ist nicht Mike. Nicht der Mike, den ich kenne.

»Gehen wir doch hinauf«, sagte Mike mit einer einladenden Geste.

Damona schüttelte ruckhaft den Kopf und wich unwillkürlich einen Schritt von dieser vertrautunheimlichen Erscheinung zurück.

Mikes Brauen schienen sich mißbilligend zusammenzuziehen.

Aber er hatte sich augenblicklich wieder in der Gewalt. »Du bist sauer wegen gestern abend«, erklärte er. »Ich verstehe dich. Aber diese Party war einfach zu langweilig. Ich bin eher gegangen…«

Für einen Moment war Damona fast versucht, seinen Worten zu glauben. Er wirkte so natürlich, so… echt.

Er ist echt, versuchte sie sich einzuhämmern. Dieser Mann ist Mike, kein Doppelgänger, keine geschickte Nachbildung, sondern der echte, lebendige Mike. Nur seine Seele ist ausgetauscht.

Sie sah in Mikes Gesicht. In seinen Augen schien ein fanatisches, böses Feuer zu lodern, das das sanftmütige Lächeln, mit dem er sie um Verzeihung zu bitten schien, Lügen strafte.

»Ich möchte dir etwas zeigen«, sagte sie stockend. Sie spürte, wie Frank neben ihr unhörbar aufatmete, und merkte plötzlich, wie lange sie wie versteinert dagestanden und Mike angestarrt hatte.

»Was?«

»Draußen. Es ist im Wagen.«

Mike zögerte, zuckte schließlich mit den Achseln und nickte. »Gut. Gehen wir.«

Sie verließen das Hotel. Mike schien nicht zu bemerken, daß sich Frank und Jack unauffällig neben ihn schoben, während der hünenhafte Steven wie zufällig direkt hinter ihm ging.

»Der Wagen steht dort vorne«, sagte Damona. Sie deutete auf einen klapperigen, viertürigen Ford, der so aussah, als würde er nur noch vom Rost zusammengehalten. Frank hatte sich den Wagen von seiner Mutter ausgeborgt. Jedenfalls hatte er dies gesagt. Aber Damona befürchtete fast, daß die alte Dame nichts von dieser Leihgabe wußte.

»Was soll die Geheimnistuerei eigentlich?« fragte Mike plötzlich.

Er blieb stehen, runzelte die Stirn und sah Damona mißbilligend an.

»Du bist doch normalerweise nicht so exzentrisch?«

Damona antwortete nicht, sondern ging mit eiligen Schritten weiter. Mike folgte ihr notgedrungen, flankiert von den beiden Führern der Motorradgang.

Damona öffnete die hintere Tür des Ford, machte eine einladende Geste und wartete, bis Mike sich neugierig ins Innere des Wagens beugte.

Ihr Blick tastete fast ängstlich zum Innenspiegel.

Obwohl sie den Anblick erwartet hatte, war es ein Schock. Sie sah sich selbst, ihre angstvoll geweiteten Augen. Sie sah Frank, der dicht neben der Tür stand und Mike den Rückweg verwehrte. Sie sah Jacks zum Schlag erhobene Hand…

… aber Mike Hunter war im Spiegel nicht sichtbar!

Damona stöhnte unwillkürlich auf und sog scharf die Luft ein.

Mike ruckte in einer schlangengleichen Bewegung herum. Auf seinem Gesicht spiegelte sich zuerst Überraschung, dann Zorn und eine Spur von Angst, als er begriff, daß er in eine Falle gegangen war.

Aber seine Reaktion kam zu spät.

Jacks Faust sauste mit der Wucht eines Vorschlaghammers auf seinen Nacken herab. Mike stieß einen unterdrückten Fluch aus, ruderte in der Enge des Wagens hilflos mit den Armen und fiel vornüber.

Damona stöhnte erneut auf. Obwohl sie wußte, daß dieser Mann nichts mit dem Mike Hunter, den sie kannte und liebte, gemein hatte, hatte sie das Gefühl, daß der Schlag nicht ihn, sondern sie getroffen hatte. Sie drehte sich um und wandte den Blick von der Szene ab.

Der Schlag hatte das Spiegelwesen, das Mike Hunters Stelle eingenommen hatte, nicht sonderlich beeindruckt. Aber allein die Wucht des Hiebes ließ ihn vornüber auf den Sitz fallen.

Die drei gaben ihm nicht die geringste Chance. Er fühlte, wie kräftige, sehnige Hände nach seinen Armen griffen und sie auf den Rücken bogen, und versuchte mit der ganzen unmenschlichen Kraft, die er aufbringen konnte, sich zu befreien. Aber auch seinen Kräften waren Grenzen gesetzt. Gegen die drei starken, kampferprobten Männer kam er nicht an. Je mehr er sich aufbäumte, um sich aus der Umklammerung zu befreien, desto gnadenloser schien der Griff Jacks und Franks zu werden.

»Die Handschellen, schnell!« zischte Frank.

In Stevens Fäusten erschien ein Paar schimmernder Handschellen.

Unter Mikes protestierendem Gebrüll ließ er die stählerne Acht um dessen Handgelenke schnappen, beförderte ihn mit einem unsanften Stoß ganz in den Wagen hinein und warf sich auf den Sitz neben ihm. Jack eilte um den Wagen herum und postierte sich auf der anderen Seite des wild um sich schlagenden Gefangenen, während Frank sich hinter das Steuer klemmte und den Motor anließ.

Damona setzte sich neben ihn auf den Beifahrersitz. Sie vermied es krampfhaft, Mike anzusehen.

Der Wagen rollte langsam los und fädelte sich in den fließenden Verkehr ein. Die Kampfgeräusche auf dem Rücksitz verstummten allmählich. Mike schien eingesehen zu haben, daß er gegen seine beiden Bewacher keine Chance hatte. Und auch seine übermenschlichen Kräfte schienen nicht imstande zu sein, die Handschellen zu sprengen.

»Damona!« keuchte er. »Was in dreiteufels Namen soll das bedeuten? Bist du total übergeschnappt?«

Damona schluckte krampfhaft und setzte zu einer Antwort an, aber ihre Stimme versagte ihr den Dienst.

Es ist nicht Mike! hämmerten ihre Gedanken. *Dieser Mann ist nicht*

Mike!

»Damona – bitte… erklär mir doch wenigstens, was das Ganze soll!« schrie Mike. Die Verzweiflung in seiner Stimme hörte sich vollkommen echt an.

Damona drehte sich schweratmend auf dem Beifahrersitz herum und zwang sich, Mike ins Gesicht zu sehen.

Seine Augen waren unnatürlich geweitet, und in seinem Blick flackerte Panik.

»Gib auf«, sagte sie leise. Die Worte erforderten ihre gesamte Kraft. »Hör auf mit dem Theater, Mike. Ich wußte von Anfang an, daß…« Ihre Stimme versagte, und die Worte gingen in einem trockenen Schluchzen unter. »Mike … ich …«

»Ich hätte mir denken können, daß du nicht darauf hereinfällst«, sagte Mike beiläufig. Der Klang seiner Stimme ließ Damona erschauern. Er lehnte sich zurück, setzte sich, soweit dies die Handschellen und der unbarmherzige Griff seiner beiden Bewacher zuließ, bequem hin und starrte scheinbar teilnahmslos aus dem Fenster.

»Und was versprichst du dir davon?« fragte er.

Damona starrte ihn durch einen Schleier von Tränen an. »Mike…«

»Mike, Mike, Mike…« äffte Mike ihren Tonfall nach. »Hör auf zu flennen, dumme Kuh.« Er lachte grausam und bedachte Damona mit einem Blick, der ihr wie ein glühendes Messer in die Brust zu stechen schien.

»Freu dich ruhig über deinen Sieg«, sagte Mike grinsend. »Freut euch ruhig – du und deine drei Freunde. Wenn es euch Spaß macht, spielt ruhig noch ein bißchen Räuber und Gendarm. Du bist dir dar- über im klaren, daß ihr keine Chance habt?«

»Halt die Schnauze«, grollte Jack. »Sonst stopfe ich sie dir.«

Mike lächelte sanft, fuhr dann mit einer blitzschnellen Bewegung herum und rammte ihm den Ellbogen in den Magen. Jack ächzte, fiel vornüber und rang wütend nach Luft.

»Hört auf!«

Damonas scharfer Befehl ließ Mike erstarren. Er lehnte sich zurück, grinste flüchtig und starrte aus dem Fenster. Jack richtete sich stöhnend auf und massierte sich den Magen. Er wirkte blaß.

»Wo bringen wir ihn hin?« fragte Damona. Ihre Stimme schwankte immer noch. Aber irgendwie war sie froh, diesen kurzen Ausbruch miterlebt zu haben. Der heimtückische Angriff hatte ihr endgültig bewiesen, daß dieses Wesen nichts, aber auch gar nichts mit Mike gemein hatte.

»Es gibt eine alte Fabrik im Osten«, sagte Frank, ohne den Blick von der Straße zu nehmen. »Dort ist er sicher. Das Ding ist massiver als das Staatsgefängnis. Wir werden ihn dort eine Weile aufbewahren

können. Pecos kommt auch dorthin.«

»Wenn alles gutgeht«, sagte Damona.

Frank grinste. »Wird schon. Bisher hat alles geklappt, warum sollte es nicht weiter so gut gehen.«

»Alles geklappt?« ächzte Jack. »Deine Art von Humor ist goldig, Frankieboy.«

Frank grinste schief, sah in den Rückspiegel und bog auf die Stadtautobahn ein. Der Wagen beschleunigte.

»Heb dir deine Wut für den Augenblick auf, in dem du diesem Ulthar gegenüberstehst«, riet er. »Das heißt, wenn noch etwas von ihm übrig ist, nachdem ich mit ihm abgerechnet habe.«

***

Damona hatte Pecos den Weg genau beschrieben. Er parkte die Maschine zwischen überquellenden Müllcontainern und Pappkartons, die abholbereit am Straßenrand standen, sah sich sichernd nach allen Seiten um und huschte dann auf das Hotel zu. Die Rückseite des sechsstöckigen Gebäudes bot einen wesentlich weniger erbaulichen Anblick als die Front. Die Fenster hier waren meist klein und blind, der Putz fleckig und abgeblättert. Unrat und Papierfetzen bedeckten den kopfsteingepflasterten Hof, und aus den offenstehenden Fenstern im Erdgeschoß drang das helle Klappern von Geschirr.

Pecos huschte zur Mauer hinüber, atmete tief ein und rüttelte prüfend an dem schmiedeeisernen Fenstergitter, das Damona ihm beschrieben hatte. Sie hatte das Hotel schon einmal auf diesem ungewöhnlichen Weg betreten und wußte daher, daß die altersschwachen Gitter einen entschlossenen Mann nicht ernsthaft aufhalten konnten.

Das Eisen knirschte, bog sich ächzend nach außen und brach ab.

Pecos grinste triumphierend, ging in die Hocke und lugte vorsichtig durch die schmutzverkrustete Scheibe nach drinnen. Die Beschreibung, die ihm Damona gegeben hatte, stimmte. Ein kleiner, rechteckiger Raum, in dem sich leere Kartons und große, graue Mülltüten mit Haushaltsabfällen stapelten. Vorsichtig drückte er die Scheibe nach innen und quetschte sich durch die schmale Öffnung.

Pecos verzog angewidert das Gesicht, als er den süßlichen Geruch wahrnahm, der im Raum hing. Von Hygiene schien man im SHERIDAN-Hotel nicht allzuviel zu halten.

Er schob das Fenster hinter sich wieder zu, schlich zur Tür und preßte das Ohr gegen das kalte Metall. Das Klirren von Glas und Geschirr, das er schon draußen auf dem Hof wahrgenommen hatte, schien hier lauter zu sein.

Aber dies war nicht das erste Gebäude, in das Pecos durch die Hintertür eindrang. Er wußte, daß zuviel Zögern manchmal schädlich

sein konnte. Vorsichtig öffnete er die Tür, sah sich sichernd um und trat dann auf den Gang hinaus. Das leise Knirschen seines Lederanzuges war das einzige Geräusch. Trotz der eisenbeschlagenen Motorradstiefel bewegte sich Pecos mit der Lautlosigkeit einer Katze.

Eine Tür auf der rechten Seite stand offen. Er blieb stehen, lugte vorsichtig durch den Spalt. Große, fleckige Aluminiumkessel und eine verwaiste Anrichte beherrschten den Raum. In einer Ecke quakte ein Kofferradio vor sich hin, und der Geruch von gekochtem Schweinefleisch hing wie eine erstickende Wolke in der Luft. Offenbar hatte er die Personalküche entdeckt.

Pecos zögerte nicht länger. Er betrat den Raum, drückte die Tür vorsichtig hinter sich zu und öffnete mit den zielsicheren Bewegungen eines routinierten Einbrechers Türen und Schubladen.

Drei Minuten später trat er wieder auf den Gang hinaus. In den Händen balancierte er ein Tablett mit Suppenschalen und Besteck, und sein schwarzer Motorradanzug war unter einem fleckigen Kittel und groben, grauweiß karierten Fleischerhosen verborgen.

Er ging zum Aufzug hinüber, drückte den Rufknopf und wartete.

Ein Zimmermädchen rauschte an ihm vorüber, ohne ihm mehr als ein flüchtiges Nicken zu gönnen. Pecos erwiderte die Geste und unterdrückte ein triumphierendes Grinsen. Die Kleine würde sich sicher nicht an sein Gesicht erinnern. Ein Hotel wie das SHERIDAN war groß genug, daß nicht jeder jeden kennen konnte.

Der Aufzug kam, und Pecos betrat die Kabine.

Der gefährlichste Teil des Unternehmens war geschafft. Wenn Frank sich an den Zeitplan hielt, mußte dieser Hunter jetzt bereits wohlverschnürt in seinem Wagen liegen.

Die Kabine surrte die Etagen empor und hielt im dritten Stockwerk an. Pecos stieg aus, balancierte das Tablett geschickt mit einer Hand vor sich her und ging zielsicher auf die Zimmertür zu. Er klopfte vorsichtshalber. Natürlich antwortete niemand. Hunter war also auf den Trick hereingefallen und in die Halle geeilt, um Damona in Empfang zu nehmen.

Er drückte behutsam die Klinke herunter, öffnete die Tür und huschte in den Raum.

Das Apartment war größer, als er erwartet hatte. Die Möblierung war teuer und verriet die Hand eines geschickten Innenarchitekten, und die Seidentapeten an den Wänden hatten wahrscheinlich mehr gekostet, als Pecos in einem Monat verdiente. Er schob die Tür hinter sich zu, stellte das Tablett auf den Tisch und sah sich neugierig um. Das Zimmer verriet die Anwesenheit eines Menschen; eine halb geleerte Kaffeetasse stand auf dem Tisch, daneben ein überquellender Aschenbecher neben einer zerlesenen Zeitung. Pecos spürte eine dumpfe Wut beim Anblick all dieser Kostbarkeiten in sich aufsteigen.

Er trat ans Fenster, befühlte mit einer Mischung aus Neugier und Neid den teuren Stoff der Übergardinen und warf aus purem Zerstörungswillen eine Vase um. Das Klirren des zerbrechenden Porzellans schien wie eine Explosion durch den Raum zu hallen.

Aber er war nicht hier, um über die Ungerechtigkeit der Welt zu sinnieren. Mit entschlossenen Schritten ging er in den angrenzenden Schlafraum hinüber, umrundete das Bett und griff nach der Reisetasche, die Damona ihm beschrieben hatte. Er war froh, sie an dem bezeichneten Platz zu finden. Das Apartment bot zwar nicht allzu viele Verstecke, aber er verspürte trotzdem keine Lust, das Zimmer jetzt noch gründlich zu durchsuchen.

Er stellte die Tasche aufs Bett, zog den Reißverschluß auf und durchwühlte sie neugierig. Sie enthielt das übliche Sammelsurium jener Dinge, die man in der Reisetasche einer jungen Frau zu finden erwartete; Wäsche, einen Kulturbeutel, zwei, drei Paar Strumpfhosen und eine schmale Brieftasche aus Krokodilleder. Daneben allerdings fanden sich Dinge, die Pecos in Erstaunen versetzten – eine kleine, handliche Damenpistole, ein zwanzig Zentimeter langer Dolch, silberne Herzen und Anhänger und eine Reihe kleiner Plastiktütchen mit undefinierbarem Inhalt. Offensichtlich die Dinge, die Damona für ihren Kampf gegen Ulthar zu benötigen glaubte.

Pecos wußte für den Moment nicht, ob er lachen oder beeindruckt sein sollte.

Ein leises, kaum merkliches Geräusch ließ ihn auffahren. In einer reflexhaften Bewegung fuhr er herum, griff unter die Jacke und zog sein Klappmesser hervor.

Das Geräusch schien aus dem Bad gekommen zu sein. Pecos duckte sich, ging mit raschen, lautlosen Schritten durch den Raum und schob die Badezimmertür vorsichtig auf.

Die Deckenlampe brannte. Der Geruch eines teuren, unaufdringlichen Parfüms hing in der Luft, und aus dem Wasserhahn lief ein dünner Strahl in das safranfarbene Becken. Pecos konnte von seinem Standort aus den Raum nicht ganz überblicken, aber der überbreite Spiegel über dem Handwaschbecken zeigte ihm die toten Winkel jenseits der Tür, und das Innere der Duschkabine.

Der Raum war leer.

Und dennoch spürte er die Anwesenheit eines Menschen.

Pecos versuchte, das klamme Gefühl, das sich plötzlich in seinem Inneren ausbreitete, zu ignorieren. Er atmete tief ein, stieß die Tür mit einem entschlossenen Ruck weit auf und trat in das geräumige Badezimmer.

Ein leises, amüsiertes Lachen hinter seinem Rücken ließ ihn herumfahren.

»Gehen Sie immer in fremde Badezimmer, ohne anzuklopfen?« fragte

Damona King.

Pecos wich mit einem erschrockenen Aufschrei zurück, prallte gegen die gekachelte Wand und ließ das Messer fallen. Sein Blick irrte gehetzt zwischen der schlanken Frauengestalt und dem Spiegel hin und her.

Das Zimmer, er selbst, die halb offenstehende Tür… er konnte alles fast überdeutlich erkennen – *aber Damona King war in dem spiegelnden Glas nicht sichtbar!*

»Es tut mir leid«, sagte Damona leise, »aber ich fürchte, Sie müssen Ihre Pläne ein wenig ändern.« Sie trat beiseite, machte eine einladende Geste. »Kommen Sie.«

Irgend etwas Großes, Dunkles und Schweres schien Pecos' Bewußtsein davonzuspülen.

***

Die Gestalt bewegte sich wie ein lautloser Schatten durch den Gang; ein großer, schwarzer Umriß von nicht genau zu erkennenden Konturen, dessen Schritte auf dem polierten Boden nicht das leiseste Geräusch zu verursachen schienen. Manchmal warfen die an den Wänden befestigten Spiegel sein Bild zurück, aber auch dieser Reflex wirkte irgendwie verzerrt, entstellt, so, als wären selbst die unbestechlichen Spiegel nicht in der Lage, das wahre Aussehen der Erscheinung zu erfassen.

Asmodis blieb stehen und versuchte, das seltsame Gefühl, das von ihm Besitz ergriffen hatte, zu definieren. Die endlosen, labyrinthisch verzweigten Gänge und Räume, durch die er während der vergangenen Minuten gegangen war, beunruhigten ihn. Er spürte, daß in diesen Spiegeln eine ungeheure Macht lag, eine Macht, die so fremdartig, so bizarr war, daß nicht einmal er in der Lage schien, sie ganz zu erfassen.

Die Erkenntnis erfüllte ihn mit leichter Beunruhigung. Asmodis war es nicht gewohnt, auf etwas zu stoßen, das er nicht begreifen oder beherrschen konnte. Er trat dicht an einen der deckenhohen Spiegel heran, streckte die Hand aus und berührte ihn leicht mit den Fingerspitzen. Das Kristallglas fühlte sich unnatürlich kalt an; fast eisig, obwohl es im Inneren des Labyrinths eher warm war. Asmodis starrte einen Moment lang sein eigenes Spiegelbild an, und ein seltsames, nie gekanntes Gefühl, das fast so etwas wie Angst zu sein schien, stieg in ihm empor. Er versuchte, mit seinen Parasinnen hinter den Spiegel zu schauen, das Geheimnis, das in der kaltglänzenden Glasplatte verborgen war, zu ergründen, aber es ging nicht. Seine tastenden Gedankenfühler schienen auf ein unsichtbares Hindernis zu stoßen. Zorn wallte in Asmodis auf. Er konzentrierte sich und versuchte noch einmal, die unbegreifliche Barriere zu durchbrechen,

aber wieder war da diese Mauer, die seinen Vorstoß bremste und seine Kraft zurückwarf, reflektierte.

Reflektierte, ja. Das war wohl das richtige Wort. Auf einer übergeordneten, außersinnlichen Ebene schien dieser Spiegel immer noch Bestand zu haben. Es war kein Widerstand, wie er ihn kannte, keine Mauer, die er greifen und zerbrechen konnte. Diese fremde, seltsame Kraft schien seine wütenden Vorstöße genauso mühelos zurückzuwerfen, wie ein Spiegel einen Lichtstrahl reflektierte.

Wütend über die Niederlage trat Asmodis näher an den Spiegel heran und schlug mit der Faust dagegen. Es gab einen peitschenden, schmerzhaften Ton, der die Wände des Ganges zum Bersten zu bringen schien. Das Glas vibrierte unter der Wucht des Schlages, aber es zerbrach nicht.

Asmodis starrte den Spiegel eine Zeitlang wütend an, dann drehte er sich abrupt um und stürmte den Gang hinunter. Das Bewußtsein, einen schrecklichen Fehler begangen zu haben, vertiefte sich. Er hatte Ulthar unterschätzt. Der Magier hatte seine wirkliche Macht noch nicht einmal gezeigt.

»Halte dich bereit«, flüsterte Asmodis.

»Ja, Herr«, antwortete eine unhörbare Stimme in seinem Kopf. Ein flüchtiger, verschwommener Schatten schien hinter dem Höllenfürsten zu entstehen und gleich darauf wieder zu verschwinden.

Asmodis stürmte um eine Gangbiegung, stieß eine Tür auf und stürmte mit wütenden Bewegungen auf Ulthar zu.

Der alte Magier schien ihn erwartet zu haben. Zumindest zeigte er keinerlei Spuren von Überraschung oder Erschrecken, als Asmodis so plötzlich hinter ihm auftauchte. Er sah von den Papieren, in denen er gelesen hatte, auf, lächelte flüchtig und vertiefte sich dann wieder in seine Lektüre.

»Hast du die Hexe endlich gefangen?« grollte Asmodis.

Ulthar sah erneut auf.

»Das wird nicht mehr nötig sein«, antwortete er nach einigen Sekunden. »Sie kommt freiwillig hierher. Schau!« Er stand mühsam auf, humpelte um den Tisch herum und aktivierte mit einer Handbewegung den ovalen Spiegel, auf dem er die Ereignisse außerhalb seines Reiches wie auf einem Bildschirm verfolgen konnte.

Asmodis erkannte ein modern eingerichtetes Apartment, in dem sich drei Personen aufhielten: Damona King, Romano Tozzi und ein weiterer junger Mann, der in unnatürlich verkrampfter Haltung auf dem Boden hockte und mit leerem Blick vor sich hinstarrte.

»Nach allem, was du mir von Damona King erzählt hast, habe ich fast damit gerechnet«, sagte Ulthar. »Aber ihr Mut ist trotzdem bewundernswert.« Er drehte sich zu Asmodis um und erzählte ausführlich, was geschehen war. »Du siehst«, sagte er, als er seinen

Bericht beendet hatte, »wir brauchen gar nichts zu unternehmen. Sie wird hierherkommen, sogar freiwillig. Und diesmal wird sie mir nicht mehr entkommen. Sie wird zu einer Gefangenen meiner Spiegel.«

»Ich verlange, daß du sie vernichtest«, sagte Asmodis kalt.

Ulthar zuckte merklich zusammen. »Sie nützt uns mehr, wenn wir sie in unserer Gewalt haben. Eine mächtige Verbündete wie sie…«

»Töte sie!« donnerte Asmodis. Der Klang seiner Stimme hätte jeden normalen Menschen zusammenfahren lassen, aber Ulthar schien nicht im mindestens beeindruckt. »Du hast mich einmal überredet, Ulthar. Aber die Hexe ist schon zu oft entkommen. Sie wird immer eine Gefahr bleiben. Es gibt kein Gefängnis, das sicher genug wäre, Damona King zu halten.«

»Niemand kann den Spiegeln entkommen«, sagte Ulthar.

»Töte Sie, Ulthar!« schrie Asmodis. »Wir haben eine Abmachung getroffen, vergiß das nicht! Niemand hintergeht mich!«

»Ich habe nicht vor, dich zu hintergehen, Asmodis«, sagte Ulthar ruhig. »Aber Damona King ist eine zu wertvolle Verbündete, als daß ich auf sie verzichten könnte. Wir drei, Asmodis, du, ich und Damona King, sind unschlagbar.«

»Du weigerst dich?« kreischte Asmodis. Er beugte sich vor, reckte drohend seine mächtigen Schultern und starrte den einarmigen Magier durchdringend an. »Du brichst unseren Pakt?«

Ulthar schüttelte geduldig den Kopf. »Ich breche ihn nicht, Asmodis, Aber…«

Asmodis heulte auf. »Dann stirb!« brüllte er. Seine Augen schienen Flammen zu sprühen.

»Stirb, Ulthar!« schrie er noch einmal. Ein greller, sengender Blitz fuhr aus seinen Fingerspitzen, zuckte zu Ulthar hinüber und traf seine Brust.

Für einen Moment schien Ulthars Gestalt in blendende Helligkeit getaucht zu sein. Der ganze Raum ertrank in einer Lichtflut, die so grell war, daß selbst Asmodis aufstöhnend die Augen schloß und einen Schritt zurückwich. Als sich das Chaos aus Licht und Helligkeit gelegt hatte, stand Ulthar unversehrt vor dem Höllenfürsten.

Asmodis' Augen traten ungläubig hervor. Er beugte sich vor, grunzte, sabberte und stieß den wüstesten Fluch aus, den er kannte.

»Das ist… Verrat«, sagte er mühsam. »Du … du hintergehst mich…«

Ulthar lächelte kalt. Er ging durch den Raum, lehnte sich an den Tisch und musterte Asmodis aus kalten, mitleidlosen Augen. »Hast du wirklich geglaubt, ich begebe mich in deine Gewalt, Asmodis?« fragte er leise, fast sanft. »Hast du wirklich geglaubt, ich wäre so dumm, dir zu vertrauen? Ausgerechnet dir? Ich wußte von Anfang an, daß du mich nur benutzt, um Damona King in deine Gewalt zu bekommen!«

Asmodis brüllte in sinnloser Wut auf, sprang vor und prallte klirrend

gegen ein unsichtbares Hindernis.
»Spiegel!« keuchte Asmodis. »Du bist ein…«
»Selbst du hast es nicht gemerkt«, lächelte Ulthar. »Du bist mir niemals wirklich nahe gekommen, Asmodis.«
»Wer… wer bist du?« keuchte Asmodis. Allmählich dämmerte ihm, daß er sich in Ulthar noch viel gründlicher getäuscht hatte, als er angenommen hatte.
»Du bist kein Mensch«, zischte er. »Kein Mensch hat solche Macht. Keiner!«
Ulthar nickte unmerklich. »Ich war es, Asmodis. Aber ich bin den gleichen Weg gegangen wie du, den Weg des Hasses, des Bösen, der Gewalt. Und ich bin ihn zu Ende gegangen.«
Plötzlich, von einer Sekunde zur anderen, fürchtete sich Asmodis vor dem Magier.
»Du hast alles geplant«, keuchte er. »Du…«
»Ich hatte gehofft, dich noch ein wenig länger täuschen zu können«, gestand Ulthar. Sein Blick wurde plötzlich hart. »Aber das macht jetzt nichts mehr, Asmodis. Ich habe dich da, wo ich dich haben wollte. Du sitzt in der Falle.«
Plötzlich, von einer Sekunde auf die andere, wurde es dunkel. Asmodis keuchte überrascht auf, warf sich herum und prallte gegen eine kühle, glatte Wand. Zwei, drei Sekunden lang schlug er wütend gegen das unsichtbare Hindernis, bevor er einsah, daß er hier mit bloßer körperlicher Gewalt nicht weiterkam. Er trat zurück, stieß ein wütendes Knurren aus und schleuderte einen vernichtenden Blitz schwarzmagischer Kräfte gegen die Barriere.
Das Ergebnis war – Chaos.
Ein greller, unerträglich heißer Blitz schien das Oberhaupt der Schwarzen Familie einzuhüllen. Er schrie, brüllte vor nie gekanntem Schmerz und wälzte sich in Agonie auf dem Boden. Jede einzelne Nervenfaser, jede Zelle seines Körpers schien in Flammen zu stehen.
Flüssige Lava kroch durch seine Adern, brachte sein Blut zum Kochen und schien seinen Körper sprengen zu wollen.
Nach einer Ewigkeit verebbte der Schmerz.
Asmodis fand sich am Boden liegend, zusammengekrümmt, gedemütigt wie nie. Er versuchte aufzustehen, aber der Schmerz kam wieder und zwang ihn erneut auf Hände und Knie herunter.
Ein hartes, grausames Lachen zerschnitt die Luft.
»Du siehst, Asmodis«, kicherte Ulthars Stimme. »Auch deinen Kräften sind Grenzen gesetzt.«
Asmodis stöhnte. »Ich… ich werde dich zertreten wie einen Wurm«, drohte er.
»Nichts wirst du, Asmodis«, gab Ulthar ruhig zurück. »Deine Macht ist gebrochen. Du wirst nie wieder herrschen. Erinnerst du dich, daß

ich dir sagte, niemand könne meinen Spiegeln entkommen?« Er kicherte erneut. »Du hast an meinen Worten gezweifelt, Asmodis. Jetzt wirst du selbst Gelegenheit bekommen, sie zu überprüfen. Du bist ein Gefangener meiner Spiegel. Versuche, dich zu befreien.«

»Ulthar!« Asmodis sprang, den aufflammenden Schmerz ignorierend, auf die Füße und trommelte wütend gegen die Wände. Aber der Magier meldete sich nicht mehr.

Langsam, ganz langsam nur, begriff Asmodis, daß er gefangen war.

***

Das Telefon schrillte. Das Geräusch schnitt wie ein Messer in die bedrückende, angsteinflößende Atmosphäre, die sich über das Haus ausgebreitet hatte.

Mary-Lou trat vom Herd zurück und wollte gewohnheitsmäßig ins Wohnzimmer eilen, ehe ihr bewußt wurde, daß Jeb ja zu Hause war. Sie hörte, wie er aufstand, mit schweren Schritten zum Apparat hinüberging und abhob. Sie konnte nicht hören, was er sagte, aber seine Stimme klang erregt.

Mary-Lou schob die Küchentür einen spaltbreit auf und spähte vorsichtig ins Wohnzimmer. Jebediah stand mit dem Rücken zu ihr vor dem Tisch, hielt den Hörer gegen das Ohr gepreßt und schien aus dem Fenster zu starren. Seine freie Rechte bewegte sich aufgeregt, wie um seine Worte zu untermalen.

»Komme gleich selbst rüber…«, verstand Mary-Lou. »Nein, unternehmt nichts. Wir beobachten nur … ja, genau … der Herr wünscht nicht, daß wir eingreifen …«

Mary-Lou ließ die Tür zugleiten und runzelte die Stirn. Jebediah hatte erregt geklungen, aber gleichzeitig unterwürfig und beinahe ängstlich. Seine Stimme hatte einen Klang gehabt, den sie noch nie zuvor gehört hatte.

Was hatte er gesagt. Der Herr?

Einen Moment lang war Mary-Lou versucht, ins Wohnzimmer zu eilen und Jebediah zur Rede zu stellen. Aber sie wußte, daß sie damit alles nur verschlimmern würde.

Plötzlich war es wieder da, dieses drängende, bohrende, erstickende Gefühl, einen Fremden im Haus zu haben. Sie versuchte, sich Jebediah vorzustellen, wie er jetzt wenige Meter hinter ihr stand und ins Telefon sprach. Sie konnte es nicht. Sein Gesicht schien sich ihrer Vorstellung immer wieder zu entziehen, sie sah nichts als eine leere weiße Fläche, hinter der das Grauen lauerte.

Schritte ließen sie auffahren. Sie eilte zum Herd zurück, griff sich die erstbesten Gegenstände und beugte sich in gespielter Konzentration über das Spülbecken, als Jebediah die Tür öffnete.

»Ich muß noch einmal fort«, sagte er. »Tut mir leid, daß aus unserem

gemütlichen Nachmittag nichts wird. Vielleicht ein anderes Mal.«

Sie antwortete nicht, aber Jeb schien dies auch gar nicht erwartet zu haben. Er drehte sich um, verließ die Küche und stapfte mit schweren Schritten durch die Diele.

Mary-Lou wartete, bis sie das Geräusch der auffahrenden Garagentür hörte. Dann streifte sie eilig ihre Schürze ab, stürzte aus der Küche und in die Garage.

Jebediah merkte nicht, daß sie ihm in ihrem kleinen roten Sportwagen folgte, als er in südlicher Richtung davonfuhr.

***

Der Balken rastete mit metallischem Quietschen in der Halterung ein. Frank Porter grinste, klopfte sich den Staub aus der Jacke und wischte sich in Ermangelung eines Lappens die Hände an der Hose ab.

»Da kommt noch nicht einmal ein Elefant heraus«, sagte er überzeugt. Um seine Worte zu untermalen, trat er mit der eisenbeschlagenen Spitze seines Motorradstiefels vor die Tür. Es gab einen dumpfen, hallenden Ton. Ein wenig Kalk rieselte von der Wand herunter; irgendwo löste sich durch die Erschütterung ein Stein und fiel polternd zu Boden.

Damona starrte die geschlossene Eisentür aus brennenden Augen an. Mikes Schreie waren zu einem kaum hörbaren Flüstern herabgesunken, nachdem die Tür geschlossen worden war, aber sie glaubte, sie immer noch in ihren Ohren gellen zu hören. Er hatte sich verzweifelt gewehrt, als Frank und die anderen damit begonnen hatten, ihm die Kleider auszuziehen, aber gegen die vereinten Kräfte von acht Männern war nicht einmal er angekommen.

»Er ist sicher«, sagte Frank, der ihre Gedanken zu erraten schien.

»Ihm kann dort drinnen nichts passieren. Und er kann auch nicht heraus.«

Damona nickte unmerklich und drehte sich um. Sie ertrug es einfach nicht mehr, die Tür anzustarren.

»Möchte wissen, wo Pecos so lange bleibt«, maulte einer der Männer – John, wenn sie seinen Namen richtig behalten hatte.

»Vielleicht hat er irgendwo ein Zimmermädchen aufgerissen«, feixte Jack. »Oder sie haben ihn geschnappt.«

»Red kein Blech«, sagte Frank streng. Er bückte sich, hob die Anzugjacke vom Boden auf und zwängte sich ächzend hinein. Damona musterte ihn mit verhaltenem Lächeln. Irgendwie wirkte er in Mikes Anzug, der ihm um mehrere Nummern zu klein war, lächerlich.

»Als Dressman würdest du verhungern«, kicherte Jack.

Frank bedachte ihn mit einem bösen Blick, band sich ungeschickt die Krawatte um und verzog das Gesicht. »Muß dieser Mummenschanz wirklich sein?«

»Wir müssen irgendwie an Ulthar herankommen«, sagte Damona.

»Sie sehen Mike zwar nicht sonderlich ähnlich, aber ich hoffe, er läßt sich täuschen. Wahrscheinlich wird er nicht zu genau hinsehen, wenn er glaubt, Mike brächte mich als Gefangene zurück. Schließlich rechnet er ja damit, nach der Falle, die er mir im Hotel gestellt hat.«

»Ich hoffe es.« Franks Lächeln verschwand übergangslos. »Ich brenne darauf, mich mit diesem Herrn zu unterhalten. Wenn er mir keine sehr gute Erklärung dafür geben kann, was mit Sheldon passiert ist…«

»Wenn Sie dazukommen, ihn zu fragen…« sagte Damona düster.

»Ich muß zugeben, daß ich keine Ahnung habe, wie wir gegen Ulthar vorgehen sollen.«

»Im Zweifelsfall«, sagte Jack lakonisch, »hauen wir ihm so lange in die Fresse, bis er redet.«

Damona starrte den jungen Rocker an, schwieg aber. Diese Männer würden nie begreifen, daß gegen Mächte wie Ulthar nicht mit normalen Waffen gekämpft werden konnte.

Einen Augenblick lang fühlte sie so etwas wie ein Schuldgefühl in sich aufsteigen. Es war Wahnsinn, diese etwas zu groß geratenen Kinder gegen Ulthar zu hetzen. Eigentlich, überlegte sie, war es sogar glatter Mord.

Aber sie wußte auch, daß Frank und seine Leute auf jeden Fall hinausfahren würden, um sich für Sheldons Schicksal zu rächen. Vielleicht war es so das beste. Allein hatte sie gegen Ulthars Meute nicht die leiseste Chance.

Das Geräusch eines näherkommenden Motorrades unterbrach ihre Gedanken.

»Pecos kommt«, rief einer der an der Tür postierten Männer.

»Wurde auch Zeit«, knurrte Frank.

Sie setzten sich gemeinsam in Richtung Ausgang in Bewegung.

Der Boden war mit Schutt und heruntergestürzten Balken und Trümmern übersät. Jeder ihrer Schritte wirbelte Staubwolken auf, und durch die riesigen Dimensionen der Halle fühlte sich Damona plötzlich noch kleiner und hilfloser als zuvor.

Sie war froh, die Halle verlassen zu können.

Pecos stieg schnaufend von seiner Maschine, als sie auf den Hof hinaustraten. In der Rechten schwenkte er triumphierend eine blaue Lufthansa-Tasche.

»Du hast dir ja mächtig Zeit gelassen«, schnappte Frank. »Wir dachten schon du hättest dich irgendwo zu einem gemütlichen Mittagsschläfchen niedergelegt.«

»Ich hab das Ding doch gebracht, oder?«, gab Pecos gereizt zurück. Er warf Damona die Tasche zu und setzte seinen Helm ab.

»Steig doch das nächste Mal selbst ein, wenn du wieder mal was gestohlen haben willst.«

Damona öffnete die Tasche und durchwühlte hastig den Inhalt, ohne weiter auf das Wortgefecht zu achten, das sich zwischen Frank und Pecos entspannte. Mit zitternden Fingern schleuderte sie Kleidungsstücke beiseite, kippte die Tasche schließlich ungeduldig aus und atmete hörbar aus, als sie den kleinen, sternförmigen Stein in der Hand hielt.

Achillons Parcyl.

Der Stein sah unscheinbar aus; fast schäbig. Niemand, der seine Geschichte kannte, hätte in ihm mehr vermutet als ein einfaches, ohne sonderliche große Mühe angefertigtes Schmuckstück. Damona hatte den Parcyl von Achillon, einem der Sieben Weisen, als Geschenk erhalten.[1]

Der Parcyl besaß nicht annähernd die Fähigkeiten ihres verlorengegangenen Hexensteines, aber sie wußte, daß es sich um einen mächtigen weißmagischen Talisman handelte, der vielleicht – vielleicht – in der Lage war, Ulthars Zauber zu brechen. Zumindest hatte er ihr schon einmal geholfen, das Netz der Schwarzen Magie zu zerreißen.

Irgendwie erschien ihr die Vorstellung absurd. Sie stand hier, inmitten einer Gruppe jugendlicher Motorradfahrer, die nicht einmal wirkliche Rocker, sondern allemal zu groß geratene Kinder waren, inmitten der modernsten und größten Stadt der Welt, im Herzen des höchstzivilisierten Kontinents der Erde, und bereitete sich auf einen Kampf mit Mächten vor, die ihre Wurzeln irgendwo im finstersten Mittelalter hatten.

Sie schob den Gedanken beiseite, steckte den Sternstein in die Tasche und sah Frank an.

»Wir können fahren.«

Frank nickte. »Okay. Pecos – du bleibst hier und paßt auf unseren Gefangenen auf. Wenn wir bis Sonnenaufgang nicht wieder hier sind, laß ihn laufen. Jack, Steven – ihr fahrt mit mir und Damona im Wagen. Die anderen kommen mit den Maschinen nach. Aber denkt daran – nicht zu dicht.« Er überzeugte sich davon, daß alle seine Befehle verstanden hatten, ehe er zum Wagen hinüberging.

Damona, Jack und Steven folgten ihm.

Er klemmte sich hinter das Steuer, startete den Motor und fuhr mit quietschenden Reifen an.

Damona beobachtete ihn unauffällig. Sie merkte, daß seine Mundwinkel zuckten und seine Finger immer wieder kleine, unbewußte Bewegungen ausführten. Er war nervös, auch wenn er dies auf keinen Fall zugegeben hätte.

Als sie den Fabrikhof verließen, drehte sich Damona um und warf dem verlassenen Komplex einen letzten Blick zu. Die übrigen Mitglieder der Gruppe schwangen sich gerade auf ihre Maschinen, um

dem Wagen zu folgen.

Aber Damona sah die Männer kaum. Sie sah auch nicht die grauen, verfallenen Mauern der Fabrik. Vor ihren Augen stand immer noch das Bild Mikes: An Händen und Füßen gefesselt, nackt bis auf Socken und Unterwäsche und eingesperrt in einem feuchten, kalten und finsteren Raum, aus dem er sich aus eigener Kraft nie würde befreien können. Sie wußte, daß dieser Mann nicht Mike war, aber er hatte sie mit *seinen* Augen angesehen, sie mit *seiner* Stimme angefleht…

»Sie denken immer noch an Ihren Freund, wie?« fragte Frank plötzlich.

Damona sah verwirrt auf.

Frank nickte. »Ich kann Sie verstehen. Ich… selbst ich habe die Veränderung gespürt. Dieser Mike Hunter, den wir da eingesperrt haben, ist kein Mensch mehr.« Seine Stimme zitterte unmerklich.

»Ob mit… mit Sheldon das gleiche passiert ist?« fragte er stockend.

Damona antwortete nicht sofort.

»Sie glauben es«, nickte Frank, als Damona eine Weile geschwiegen hatte. »Und ich glaube es auch. Ich… ich fühle es.«

»Sie fühlen es?«

Frank lächelte unsicher, aber es war ein Lächeln, dem jede Spur von Freude oder Humor fehlte. »Irgendwie habe ich das Gefühl, daß in mir etwas gestorben ist«, sagte er leise. »Glauben Sie, daß es so etwas gibt? Ich meine, daß ein Bruder spürte, wenn dem anderen etwas zustößt?«

Damona nickte. »Sicher. Solche Fälle sind bekannt, und…«

»Nein«, unterbrach sie Frank. »Ich meine nicht PSI und all den Quatsch, von dem in letzter Zeit soviel geredet wird. Ich meine, ich spüre es einfach, weil er mein Bruder ist. Einfach so, verstehen Sie.«

Damona verstand Frank nur zu gut. Es war der gleiche Grund, aus dem sie sofort erkannt hatte, daß der Mann, der im Hotel aus dem Aufzug getreten war, nicht Mike Hunter war.

»Sie sind nur Kopien«, sagte sie leise. »Schlechte Kopien. Spiegelbilder.«

»Vielleicht«, sinnierte Frank, »gibt es doch so etwas wie eine Seele.« Er lächelte unsicher. »Hört sich albern an, aus meinem Mund, nicht?«

Damona schüttelte den Kopf. »Keineswegs. Wahrscheinlich haben Sie sogar recht, Frank. Vielleicht ist es das, woran man sie erkennen kann – sie haben keine Seele.«

Frank nickte stumm, und Damona begriff, daß er nicht weiter über dieses Thema reden wollte. Wahrscheinlich hatte er schon viel mehr gesagt, als er eigentlich wollte.

Frank schaltete, gab Gas und überholte einen langsameren Wagen.

Die Verkehrsdichte nahm allmählich ab. Damona versuchte, sich zu orientieren, aber sie war diesen Weg erst einmal gefahren, noch dazu

bei Dunkelheit.

»Ist es noch weit?«

»Ein paar Meilen. Vielleicht zehn Minuten.« Porter fingerte nervös am Lenkrad herum und beschleunigte abermals. Der altersschwache Wagen wurde mit protestierend kreischendem Motor schneller.

Damonas Herz begann zu rasen.

***

Der Schatten bewegte sich unruhig durch die endlosen Gänge des Kabinetts. Quaraan war verwirrt, hilflos, und er hatte Angst. Er spürte, daß seinem Herrn etwas zugestoßen war, aber seine Intelligenz reichte nicht aus, um die Natur der Gefahr zu erkennen.

Quaraan war ein Killer.

Er war ein Wesen, das geschaffen worden war, um zu töten.

Er witterte Gefahr, aber es war keine Gefahr, wie er sie kannte. Es war kein körperlicher Gegner. Die Wände atmeten Gefahr. Der Boden strömte Gefahr aus wie einen durchdringenden Geruch, und von der hohen, spiegelnden Decke schien Gefahr in dünnen schleimigen Fäden herabzuhängen.

Für einen Moment nahm Quaraan seine körperliche Existenz an, um sich zu orientieren. Ein kleines, eidechsenartiges Wesen, kaum einen Meter groß und mit schuppiger, glänzender Haut und muskulösen Armen, materialisierte auf dem Boden des Ganges. Die Wände reflektierten sein Bild, warfen es zurück und schienen den Gang mit Hunderten von Quaraans zu füllen.

Der Herr war nicht da. Quaraan spürte seine Anwesenheit deutlich, aber da war irgend etwas, das ihn daran hinderte, zu ihm zu gelangen.

Quaraan ließ sich auf alle viere nieder, senkte die Schnauze und begann wie ein Hund am Boden zu schnüffeln. Leise wimmernd machte sich der Killer auf die Suche nach seinem Herrn.

***

Coney Island tauchte wie ein monströses Ungeheuer am Horizont auf. Selbst jetzt, am hellen Tag, schien die Insel finster und drohend, wie ein Teil einer fremden, geheimnisvollen Welt, der sich nur in die Welt der Menschen verirrt hatte.

»Okay«, murmelte Frank. »Runter jetzt.«

Damona hörte, wie Jack und Steven sich hinter die Sitzlehne bückten, um nicht sofort entdeckt zu werden. Sie widerstand der Versuchung, sich umzudrehen.

Porter griff nervös nach seinem Hut, setzte ihn auf und zog ihn tief in die Stirn. Damona musterte seine Verkleidung ein letztes Mal kritisch. Niemand, der Mike kannte, würde darauf hereinfallen. Frank glich Mike Hunter nur sehr oberflächlich. Er war ein gutes Stück größer und muskulöser, aber er hatte die gleiche Haarfarbe und in etwa die

gleiche, sportliche Gestalt. Mikes Anzug und der weit ins Gesicht gezogene Hut konnten Ulthar vielleicht für einige Augenblicke täuschen.

Und das war alles, was Damona brauchte. Einen winzigen Augenblick. Nur eine einzige Chance, gegen den Magier vorgehen zu können. Sie hatte zwar ihre Psi-Kräfte schon vor langer Zeit verloren, aber das Erbe ihrer Mutter Vanessa King war immer noch lebendig in ihr. Vanessa war eine Hexe gewesen, und Damona hatte ihre Fähigkeiten und Kenntnisse weitgehend geerbt. Sie war immer noch durchaus in der Lage, magische Kräfte wenigstens zu erkennen.

Dies – und das Amulett – mußte genügen. Es *mußte*.

Damona war sich durchaus darüber im klaren, wie winzig ihre Chance war, Ulthar entscheidend schlagen zu können. Im Grunde war es ein Selbstmordunternehmen, sich gegen den Magier zu stellen. Aber Damona wäre lieber gestorben, als mit dem Wissen weiterzuleben, daß Mike auf ewig in das Kristallgefängnis des Magiers verbannt war, daß statt seiner diese Kreatur existierte, daß das Böse einen endgültigen, totalen Sieg davongetragen hatte. Irgendwie spürte sie, daß die Entscheidung *jetzt* fallen mußte. Dies war kein Kampf, in dem es große Pausen und Rückzugsgefechte gab. Das Böse hatte zur letzten Schlacht geblasen, und sie mußte sich stellen, so gut es ging.

Der Wagen rumpelte auf den schmalen Holzsteg hinaus, der die Halbinsel mit dem Festland verband. Frank fuhr jetzt vorsichtiger.

Der Steg war morsch und brüchig – an manchen Stellen hatten der Wind und die Jahreszeiten ganze Teile herausgenagt, so daß rechts und links der Reifen höchstens noch zehn Zentimeter Platz waren.

Das große Gittertor, das normalerweise Unbefugten den Zutritt zu dem verlassenen Vergnügungspark verwehren sollte, war geöffnet.

Als der Wagen langsam näher kam, trat eine hochgewachsene Gestalt aus dem Schatten eines Gebäudes.

Frank murmelte einen Fluch und trat auf die Bremse.

Der Fremde näherte sich dem Wagen, sah neugierig durch die Windschutzscheibe und starrte Damona eine endlose Sekunde lang an. Dem vermeintlichen Mike Hunter schenkte er keinerlei Beachtung.

Damona atmete hörbar auf, als sie weiterfuhren. »Ich glaube, es klappt«, flüsterte sie.

Frank nickte knapp. Ein Netz feiner, glitzender Schweißperlen überzog seine Stirn.

Sie fuhren langsam über den mit Schlaglöchern und Abfall übersäten Weg. Außer dem Mann am Tor schien es keine weiteren Wächter zu geben, aber Damona hatte das Gefühl, von tausend unsichtbaren Augen angestarrt zu werden. Überall in den Schatten und Winkeln zwischen den baufälligen Gebäuden schien Bewegung zu sein; Leben. Damona ertappte sich bei dem irrsinnigen Gedanken, daß die gesamte

Halbinsel zu dunklem Leben erwacht war – ein lauernder, schleimiger Moloch, der geduldig auf seine ahnungslosen Opfer wartete.

Sie war beinahe froh, als sie ihr Ziel erreichten.

Frank lenkte den Wagen dicht an den flachen Wellblechbau heran, der den Eingang zu Ulthars Spiegelkabinett beherbergte, zog den Zündschlüssel ab und stieß die Tür auf. Dann eilte er um den Wagen herum, riß die Beifahrertür auf und zerrte Damona grob aus dem Wagen.

Die Tür öffnete sich lautlos vor ihnen, als sie sich dem Gebäude näherten.

***

Mary-Lou Cramers Verwirrung wuchs mit fast jeder Minute. Zu Anfang ihrer improvisierten Beschattung hatte sie sich gefragt, ob sie sich nicht alles nur einbildete – Jebediah würde sich vermutlich halb totlachen, wenn er wüßte, daß seine Frau dabei war, auf eigene Faust Privatdetektiv zu spielen. Sie war ihm quer durch die Stadt zu einer verlassenen Fabrik an der Peripherie New Yorks gefolgt. Jeb war dort ausgestiegen und wenige Augenblicke in Begleitung zweier fremder Männer wiedergekommen. Einer von ihnen war wie ein Rocker gekleidet gewesen, der andere trug seltsamerweise Jebs Staubmantel, als sie aus der verfallenen Halle getreten waren. Seitdem fuhren sie stadtauswärts.

Jebediah war schon lange nicht mehr im aktiven Dienst tätig. Als Chef des New Yorker FBI war er für die administrative Arbeit verantwortlich – er war sozusagen das Gehirn des Ganzen. Jebediah hatte sich schon oft darüber beklagt, daß er praktisch den ganzen Tag hinter seinem Schreibtisch sitzen und Papierberge wälzen mußte. Um so erstaunlicher war es, daß er jetzt offensichtlich auf eigene Faust handelte. Jebediah hatte ihr eine Menge Tricks verraten, mit denen man Verfolger – auch solche, die ihr Handwerk verstanden – erkennen konnte, und Mary-Lou hatte nach etwaigen Begleitern Jebs Ausschau gehalten. Aber es gab keine. Was immer er vorhatte – offensichtlich waren nur er und die beiden Männer aus der Fabrik daran beteiligt.

Sie verließen die Stadt und fuhren weiter südwärts. Mary-Lou ließ ihren Wagen ein wenig zurückfallen. Es war ohnehin ein Wunder, daß Jeb ihren Wagen nicht längst erkannt hatte.

Nach einer Weile verließen sie den Highway und fuhren auf der Küstenstraße weiter. Dann, nach weiteren drei, vier Meilen, bog Jebediah in eine schmale, kaum befestigte Seitenstraße ein, die geradewegs zum Strand hinunterführte.

Mary-Lou fuhr an der Abzweigung vorbei, wendete und folgte Jeb in noch größerem Abstand. Schließlich hielt sie an, kramte eine Zigarette aus der Tasche und schaltete den Motor aus.

Sie wußte, wohin diese Straße führte – nach Coney Island. Aber sie konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was Jebediah dort zu suchen hatte. Einen Augenblick lang spielte sie mit dem Gedanken, einfach zurückzufahren und das Ganze zu vergessen. Sie benahm sich wahrscheinlich unglaublich albern. Aber sie war schon zu weit gegangen, um jetzt noch aufzuhören.

Sie rauchte ihre Zigarette zu Ende, startete den Motor und fuhr langsam zur Küste hinunter.

***

Die Tür schlug mit einem unnatürlich dumpfen, hallenden Geräusch hinter ihnen zu. Für einen Augenblick umfing sie abgrundtiefe Schwärze, ehe irgendwo im Hintergrund des Raumes ein trübes, gelbes Licht aufglomm.

Damona schauderte. Das Geräusch der zufallenden Tür hatte etwas Endgültiges gehabt. Sie hatte plötzlich das Gefühl, in einer überdimensionalen Gruft gefangen zu sein.

Und sie spürte, daß sie nicht allein waren. Außer ihr und Frank war noch etwas im Raum, etwas Fremdes, Lauerndes, Böses, dessen Präsenz die Luft wie ein übler Geruch zu durchdringen schien.

Eine Tür knarrte, und sie hörte den Klang langsamer, unregelmäßiger Schritte, die sich näherten.

Damona tastete verstohlen nach dem Sternstein in ihrer Tasche.

Der Parcyl fühlte sich kühl und glatt und irgendwie tröstlich an.

Am entgegengesetzten Ende des Raumes schwang eine Tür auf.

Gleichzeitig verstummten die Schritte.

Frank setzte sich zögernd in Bewegung und stieß Damona vor sich her. Sie stolperte, verlor das Gleichgewicht und wäre gestürzt, wenn Frank nicht blitzschnell nach ihrem Arm gegriffen und sie hochgerissen hätte. Er spielte seine Rolle fast ein wenig zu gut, fand Damona.

Sie gingen langsam auf die einladend offenstehende Tür zu. Der Gang dahinter schimmerte in kaltem, metallischem Licht, das die Konturen der Tür zu verwischen schien. Damona hatte das Gefühl, daß sich das Gebäude sanft bewegte. Der rechteckige Umriß der Tür, die schimmernden Wände des Ganges dahinter – alles schien in gleitender, pulsierender Bewegung zu sein, fast…

… fast als atme das Haus wie ein gigantisches, lebendes Wesen.

Sie taumelte vorwärts.

Frank stöhnte auf, als er hinter ihr in den spiegelnden Gang trat.

Damona konnte die Gefühle des jungen Mannes nur zu gut verstehen. Selbst in ihr wallte eine kaum zu beherrschende Panik auf, obwohl sie schon einmal hiergewesen war, obwohl sie wußte, was sie erwartete und obwohl sie weit mehr als Frank an den Umgang mit schwarzer

Magie gewohnt war.

Aber dies hier war keine Magie.

Es war nichts, was sie kannte, einordnen oder begreifen konnte.

Ein leises, gehässiges Lachen ließ sie herumfahren.

»Ich wußte, daß wir uns wiedersehen würden«, sagte Ulthar kichernd. »Mein Kompliment, Miß King. Sie haben sich tapfer geschlagen.« Er trat vollends aus der Nische heraus, in der er gelauert hatte, schob die Tür ins Schloß und nickte Frank anerkennend zu.

»Gut gemacht, Mike.«

Frank grunzte etwas Unverständliches, schob den Hut noch tiefer ins Gesicht und postierte sich so hinter Damona, daß Ulthar von seinem Gesicht fast nichts mehr erkennen konnte.

Aber der Magier schien sich ohnehin nicht für ihn zu interessieren.

»Wirklich, Miß King«, fuhr er im Plauderton fort, »ich bewundere Ihren Mut. Und Ihren Einfallsreichtum. Sie werden eine wertvolle Verbündete für mich.«

»Sie…« begann Damona aufgebracht, brach aber sofort wieder ab.

Sie durfte Ulthar nicht zu sehr reizen. Sie war noch nicht nahe genug. Ulthar würde ihr nur diese eine Chance geben. Wenn überhaupt. Sie griff in die Jackentasche, senkte mit gespielter Niedergeschlagenheit den Blick und trat einen Schritt auf Ulthar zu. Frank setzte ihr sofort nach, griff nach ihren Oberarmen und tat so, als würde er sie festhalten. Während des kurzen Handgemenges stolperte sie zwei weitere Schritte auf den einarmigen Magier zu.

Ulthar verzog das Gesicht zu einem amüsierten Lächeln. »Sie hätten eine gute Schauspielerin abgegeben, Miß King«, sagte er tonlos.

»Und Sie auch, Mister Porter.«

Frank ächzte. Für eine Zehntelsekunde schien sich sein Körper zu versteifen, dann federte er mit einem wütenden Knurren an Damona vorbei und warf sich auf den Magier. Ulthar erwartete seinen Angriff vollkommen ruhig. Frank schrie wütend auf, schwang die Fäuste und warf sich nach vorne.

Er erreichte den Magier nie.

Sein Körper stieß mitten in der Luft gegen ein unsichtbares Hindernis. Ulthars Gestalt verzerrte sich, schien sich zu biegen wie eine Fotografie, die in der Mitte geknickt wird.

Ein Spiegelbild! zuckte es durch Damonas Bewußtsein. *Sie hatten die ganze Zeit nur Ulthars Spiegelbild gesehen!*

Frank fiel stöhnend zu Boden und blieb mit seltsam verrenkten Gliedern liegen. Unter seinem Kopf breitete sich langsam eine dunkle, feuchtschimmernde Pfütze aus.

Damona fuhr herum. Die Tür, durch die sie hereingekommen waren, war verschwunden.

»Es ist aus, Miß King!« dröhnte Ulthars Stimme in ihrem Schädel.

»Sie haben verloren!«

Damona riß den Sternstein aus der Tasche, fuhr herum und schmetterte die Faust mit dem Parcyl darin gegen das Spiegelbild des Magiers.

Ulthars überlegenes Lächeln verwandelte sich in eine Grimasse des Schreckens. Der Spiegel klirrte, verwandelte sich in ein abstraktes Muster aus unzähligen Rissen und Sprüngen und zerbarst.

Ein gellender, schmerzerfüllter Schrei schnitt durch die Luft. Damona taumelte zurück, schlug mit schmerzverzerrtem Gesicht die Hände vor die Ohren und sah sich verzweifelt nach einem Fluchtweg um.

Sie spürte, wie der Talisman in ihrer Hand warm wurde. Eine ungeheure, pulsierende Kraft schien plötzlich von dem harmlosen Stein auszugehen.

Der Raum verschwamm. Im ersten Sekundenbruchteil glaubte Damona, daß irgend etwas mit ihrem Sehvermögen nicht in Ordnung war, aber ein schneller Blick auf Franks reglosen Körper überzeugte sie davon, daß es die Kammer war, die sich veränderte, und nicht sie. Die Wände schienen sich wie lebende Wesen zu krümmen, verzerrten, verbogen sich wie ein lebendes Wesen. Gleichzeitig schienen ihre Konturen an den Ecken zu zerfasern, an Substanz und Wirklichkeit zu verlieren und zu verblassen. Für einen kurzen Moment konnte Damona den Raum sehen, wie er wirklich war: ein flacher, aus unbearbeiteten Brettern zusammengefügter Schuppen, durch dessen Wände Sonnenlicht in fahlen Streifen hereinsickerte.

Der Boden bestand aus unbearbeitetem Lehm, und in einer Ecke hockte ein wimmernder, tatteriger Greis, der sie aus schreckgeweiteten Augen anstarrte.

Plötzlich begriff sie, daß sie Ulthar so sah, wie er wirklich war.

Und trotz der abgrundtiefen Abscheu, die sie empfand, stieg fast so etwas wie Mitleid in ihr auf.

Dann stabilisierten sich die Wände wieder. Der Schuppen verschwand, und Damona starrte erneut auf die blinkende Front der Spiegel.

Mit einem wütenden Aufschrei hob sie den Stein, ballte die Faust und schlug mit aller Kraft zu.

Die Wände wichen vor ihr zurück. Plötzlich gähnte direkt vor ihr ein bodenloser Abgrund. Sie warf sich zurück, kämpfte mit wild rudernden Armen um ihr Gleichgewicht und ließ den Stein fallen.

Der Boden zuckte wie ein lebendes Wesen, bäumte sich auf und brachte sie vollends aus dem Gleichgewicht.

Damonas Schrei verhallte ungehört, als sie in die Tiefe stürzte…

***

Quaraan lief unruhig durch die scheinbar endlosen Gänge des

Labyrinths. Er hatte die Orientierung längst verloren, und seine anfängliche Zuversicht, den Meister wiederzufinden, war einer dumpfen, mit hilflosem Zorn gepaarten Niedergeschlagenheit gewichen.

Seine Umgebung verwirrte ihn. Er spürte, daß er von Feinden eingekreist war, und alles in ihm drängte danach, seiner Bestimmung zu folgen und zu kämpfen. Aber der Gegner war nicht zu fassen.

Der Killer richtete sich auf die Hinterpfoten auf, streckte die Nase in die Luft und schnüffelte. Ein neuer Geruch hatte sich in das sinnverwirrende Aroma des Labyrinths gemischt – Menschen!

Quaraan kratzte unruhig mit den Krallen über den stahlharten Fußboden, stieß ein ärgerliches Zischen aus und ließ seine gespaltene Zunge vorschnellen. Seine Erregung wuchs. Alles in ihm drängte danach, vorzustürzen und die Krallen in seine Beute zu schlagen.

Aber er konnte die Richtung, aus der die Witterung kam, nicht feststellen. So, wie die spiegelnden Wände seine Augen narrten, schien das Labyrinth auch alle anderen Sinne zu verwirren. Er fauchte ärgerlich, ließ sich auf alle viere nieder und lief mit überraschender Schnelligkeit los.

Dann, urplötzlich, spürte er die Erschütterung. Es war kein körperlicher Stoß, sondern vielmehr eine Art geistiges Beben, ein Schlag, der die gesamte Schöpfung zu erschüttern schien und Quaraan wimmernd in die Knie brechen ließ.

Seine Umgebung verschwamm vor seinen Augen. Für einen kurzen Moment löste sich das Labyrinth auf, und der Killer-Dämon fand sich in einem niedrigen, zugigen Schuppen wieder, der vom Heulen des Windes und trockener, moderiger Luft erfüllt war.

»Quaraan!«

Der Dämon fuhr herum und sah sich aus kleinen, boshaft funkelnden Augen um. Er hatte die Stimme seines Herrn vernommen.

Aber er konnte ihn nirgendwo entdecken.

»Quaraan!« Wieder erklang die vertraute Stimme in seinem Kopf, und diesmal glaubte der Dämon, die Richtung zu erkennen, aus der sie kam.

Aber da war immer noch diese unbegreifliche, unüberwindliche Barriere zwischen ihm und seinem Herrn.

Der Dämon fauchte wütend, schlug mit den Krallen in die Luft und stieß mit aller geistigen Macht gegen die unsichtbare Wand.

Sein Vorstoß wurde gestoppt, gebrochen und mit vernichtender Wucht zurückgeschleudert. Für einen Augenblick krümmte sich Quaraan vor Schmerzen auf dem Boden. Aber er hatte gespürt, daß die unsichtbare Mauer, die ihn von seinem Herrn trennte, Risse bekommen hatte. Die gleiche Kraft, die die Realität des Labyrinths erschüttert hatte, schien sich wie eine Welle durch die Dimensionen

auszubreiten und gegen die unsichtbare Barriere zu branden.

Er richtete sich mühsam auf, konzentrierte sich und wagte einen weiteren Vorstoß. Gleichzeitig spürte er, wie Asmodis sich auf der anderen Seite mit aller Gewalt gegen die unsichtbaren Fesseln stemmte.

Ein hoher, klagender Ton quälte seine empfindlichen Ohren.

Dunkle, wesenlose Schatten trübten seinen Blick, und für Bruchteile von Sekunden verschwammen die Konturen des Labyrinths ein zweites Mal vor seinen Augen. Dann zuckte ein greller Blitz aus dem Boden, züngelte gegen Wände und Decke und ließ die Luft knistern.

Inmitten der gleißenden Helligkeit erschien die riesige Gestalt des Höllenfürsten.

Asmodis schwankte. Sein Gesicht war verzerrt, und in seinen Augen flackerte ein schwacher Abglanz der Qualen, die der Höllenfürst ausstand. Er machte zwei, drei unsichere Schritte, brach in die Knie und blieb stöhnend liegen.

»Ulthar!« flüsterte er. Seine Stimme war ein heiseres Keuchen, gleichermaßen von Schmerz wie von sinnlosem Haß verzerrt.

Quaraan sprang mit einem freudigen Satz auf seinen Herrn los, schnüffelte wie ein Hund an seiner Schulter und leckte seine Hände.

Asmodis schleuderte ihn mit einem wütenden Schlag beiseite. In seinen Augen loderte Haß. »Töte ihn«, keuchte er heiser. »Vernichte Ulthar!«

Quaraan stieß ein erregtes Zischen aus. Töten! Die Zeit des Wartens war endgültig vorbei! Er würde töten!

Der Killer fuhr herum und verschwand mit flinken Bewegungen in den Tiefen des Labyrinths.

Töten!

Quaraan schien sich in einen huschenden Schatten zu verwandeln; ein Wesen, das endlich in sein Element zurückgekehrt war.

***

Mary-Lou Cramer preßte sich zitternd in den zweifelhaften Schutz eines Hauseingangs. Sie hatte Angst, panische, lähmende Angst, wie sie sie nie zuvor kennengelernt hatte. Sie hätte niemals hierherkommen dürfen. Das war kein Spiel, sondern blutiger Ernst. Aber die Einsicht kam zu spät.

Sie hatte den Sportwagen am Ufer stehengelassen und war zu Fuß über den schmalen Holzsteg gegangen, der nach Coney Island hinausführte. Jebs Wagen war irgendwo in dem unübersichtlichen Durcheinander von Häusern und Ruinen untergetaucht, aber das Gelände war nicht zu groß – früher oder später würde sie ihn finden.

Die einsame, irgendwie bedrohlich wirkende Umgebung hatte ihr Angst eingeflößt, aber sie war trotzdem weitergegangen.

Und dann waren die Motorräder aufgetaucht.

Selbst jetzt verspürte Mary-Lou noch ein flaues Gefühl im Magen, als sie daran dachte, wie knapp sie der Entdeckung entgangen war.

Es war eine Gruppe von vier schweren Motorrädern, die auftauchten, kaum daß der Lärm der Motoren Mary-Lou gewarnt hatte.

Buchstäblich im letzten Augenblick hatte sie sich in den Hauseingang geworfen, um nicht gesehen zu werden.

Und dann… Obwohl sie es mit eigenen Augen gesehen hatte, weigerte sich Mary-Lou, an das Erlebte zu glauben.

Männer waren aufgetaucht. Zehn, fünfzehn, vielleicht zwanzig Gestalten, die plötzlich wie aus dem Boden gewachsen auf dem Platz erschienen und die Motorradfahrer angriffen. Der Kampf war so bizarr wie gnadenlos gewesen. Die Motorradfahrer waren in eine Falle gelaufen, aus der es kein Entkommen gab. Die Angreifer hatten sich den schweren Maschinen in den Weg geworfen, ungeachtet der Gefahr, die von den heranrasenden Kolossen ausging. Übermenschlich starke Arme hatten die Männer aus den Sätteln gezerrt, ihren verzweifelten Widerstand gebrochen und sie niedergerungen.

Das Ganze hatte nicht einmal eine Minute gedauert.

Mary-Lou schloß die Augen, unterdrückte ein Schluchzen und wünschte sich weit, weit weg. Ihr Herz hämmerte zum Zerspringen, und ihre Knie zitterten so stark, daß sie Mühe hatte, auf den Beinen zu bleiben.

Sie mußte weg hier, egal wie.

Mary-Lou raffte all ihren Mut zusammen und spähte vorsichtig über den Platz. Der Kampf war vorüber. Die Motorradfahrer lagen leblos, an Händen und Füßen gefesselt neben den Wracks ihrer Maschinen. Die Männer, die sie überwältigt hatten, schienen zur Bewegungslosigkeit erstarrte, große, lebensechte Skulpturen, in denen nicht einmal eine Spur von Leben zu sein schien.

Mary-Lou schob sich vorsichtig ins Freie. Keiner der Unheimlichen blickte in ihre Richtung. Mit etwas Glück konnte sie den Platz verlassen und entkommen.

Plötzlich hörte sie Schritte. Sie sprang in ihre Deckung zurück, kauerte sich, so gut es ging, im Schatten des Türrahmens zusammen und sah mit klopfendem Herzen über den Platz.

Auf der anderen Seite des Platzes erschien Jebediah.

Mary-Lou unterdrückte einen Aufschrei, als sie ihn sah. Er hatte sich verändert. Der Ausdruck in seinem Gesicht war… Mary-Lou suchte nach einer passenden Bezeichnung. Aber sie fand keine. Jebediah wirkte unmenschlich, grausam. Mary-Lou hatte das irrsinnige Gefühl, in das Gesicht eines Menschen zu blicken, der von einem bösen Geist beseelt war, in dessen Seele jede Spur seiner früheren Existenz ins Gegenteil verkehrt worden war.

Er ging zu der schweigenden Gruppe im Zentrum des Platzes hinüber, sah die überwältigten Männer einen Augenblick lang triumphierend an und machte eine befehlende Geste.

»Bringt sie ins Kabinett. Die Maschinen könnt ihr irgendwo verstecken.«

Die unheimlichen Gestalten machten sich stumm an die Ausführung seiner Befehle. Arme von übermenschlicher Stärke rissen die Motorradfahrer auf die Füße und stießen sie grob vor sich her, hoben die zentnerschweren Motorräder hoch und trugen sie wie Spielzeuge davon.

Der ganze Spuk war in wenigen Augenblicken vorbei. Der Platz lag einsam und verlassen wie zuvor vor Mary-Lou.

Sie stand auf, trat aus ihrem Versteck hervor und folgte Jebediah in sicherem Abstand. Sie war halb wahnsinnig vor Angst, aber sie würde das Geheimnis, das ihren Mann umgab, klären. Dieser Mann dort vorne war nicht mehr Jebediah. Und sie würde herausfinden, was mit ihm geschehen war.

Die Gruppe bewegte sich auf das Zentrum von Coney Island zu.

Mary-Lou wußte hinterher nicht, wie lange sie gelaufen war – es konnten nur wenige Minuten gewesen sein, aber ihr kam es so vor, als irre sie seit Tagen durch dieses Labyrinth des Wahnsinns. Überall schienen bedrohliche Schatten zu lauern, flüsternde, kichernde Stimmen, die sie aus der Dunkelheit heraus verspotteten, grotesk verzerrte Umrisse, die zusammengestürzten Reste der ehemaligen Gebäude, die sich in ihrer Einbildung in gierige Klauen verwandelten, die nach ihr zu greifen schienen.

Aber sie ging weiter. Jebediah war ein Teil ihres Lebens, und sie würde nie wieder Ruhe finden, ehe sie nicht wußte, was mit ihm geschehen war.

Die Gruppe verschwand schließlich im Inneren eines flachen, langgestreckten Gebäudes, über dessen Tür die Reste einer Neonschrift hingen. »U… Spi …. k … inett«, las Mary-Lou.

Plötzlich fiel ihr wieder ein, daß Jebediah sämtliche Spiegel aus dem Haus entfernt hatte. Und mit einem Male wurde ihr auch klar, woran sie dieses Ding, das den Platz ihres Mannes eingenommen hatte, erinnerte. Irgendwie hatte sie die ganze Zeit über das Gefühl gehabt, einem negativen Doppelgänger des früheren Jebediah gegenüberzustehen, einem Jebediah, dessen frühere Güte, dessen Humor und Warmherzigkeit ins Gegenteil umgeschlagen waren. Einem Spiegelbild.

Mary-Lou wartete, bis der letzte Mann der Gruppe im Inneren des Gebäudes verschwunden war, ehe sie sich langsam auf die Tür zubewegte.

In diesem Augenblick ging eine seltsame Veränderung mit dem

Gebäude vor sich. Ein hoher, klagender Ton erfüllte die Luft. Die Umrisse des Hauses verschwammen, zerflossen für einen Augenblick, als wären sie hinter einem Schleier aus treibendem Wasser verschwunden. Ein unmerkliches Zittern lief durch den Boden, begleitet von einem seufzenden, schmerzerfüllten Laut, der aus keiner menschlichen Kehle stammte.

Mary-Lou rannte instinktiv los. Ohne zu überlegen, stürzte sie durch die Tür und in das Gebäude hinein. Ein kleiner, spartanisch eingerichteter Raum nahm sie auf. Sie blieb einen Augenblick lang stehen, sah sich mit klopfendem Herzen um und ging weiter. Unter einer Tür an der rechten Seite schimmerte Licht hindurch. Sie ging vorsichtig hinüber, schob die Tür auf und spähte durch den entstandenen Spalt in den angrenzenden Raum hinüber.

Der Anblick verschlug ihr den Atem. Die Größe der Kammer war nicht zu bestimmen. Sie konnte zehn Meter, genausogut aber auch fünfzig oder hundert Meter durchmessen. Die Wände waren mit unzähligen, schimmernden Spiegeln bedeckt, Spiegeln, die in allen denkbaren Winkeln und Richtungen angeordnet waren, so daß ihr Blick keinen Halt fand und hilflos von einer schimmernden Bruchkante zur anderen glitt.

Ein leises, schmerzerfülltes Stöhnen ließ sie zusammenzucken. Sie schob die Tür weiter auf und trat mit zitternden Knien hindurch.

Eine Welle der Bewegung schien durch den Raum zu laufen, als die Spiegel ihr Bild aus unzähligen Richtungen und Perspektiven zurückwarfen.

Das Stöhnen wiederholte sich. Mary-Lou fuhr herum und zuckte unwillkürlich zusammen, als sie die Gestalt am Boden liegen sah.

Der Mann war verletzt. Sein Gesicht lag in einer Lache halb geronnenen Blutes, und seine Hände bewegten sich krampfhaft. Mary-Lou vergaß ihre Angst und eilte zu ihm hinüber. Behutsam schob sie die Hand unter seinen Kopf und drehte ihn vorsichtig herum. Warmes, klebriges Blut sickerte zwischen seinen Haaren hervor, lief über ihren Arm und tropfte auf ihr Kleid.

Der Mann stöhnte lauter, als sie ihn aufrichtete.

»Was ist passiert?« fragte Mary-Lou besorgt. Der Mann öffnete die Augen, versuchte etwas zu sagen und verzog schmerzhaft das Gesicht.

»Verstehen Sie mich?« fragte Mary-Lou.

Ein leises, kaum merkliches Nicken. »Wir müssen… weg …« stöhnte er. »Schnell…«

Mary-Lou zögerte nicht länger. Sie stand auf, griff unter seine Schultern und zog ihn ächzend hoch. Er war schwerer, als sie erwartet hatte, aber es ging. Sie legte seinen Arm um ihre Schultern, drehte sich mühsam um und stolperte auf den Ausgang zu.

Ein helles Glitzern am Boden erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie blieb

stehen und sah genauer hin. Es war ein Stein. Ein kleiner, sternförmig zugeschnittener Stein, dessen Spitzen geschwärzt und wie verkohlt wirkten.

Der Mann schien den Stein ebenfalls zu bemerken. Er machte eine schwache Bewegung in seine Richtung und murmelte etwas, was Mary-Lou nicht verstehen konnte. Aber es war eindeutig, daß er den Stein mitnehmen wollte.

Mary-Lou nickte entschlossen und bückte sich. Irgendwie brachte sie das Kunststück fertig, den Parcyl vom Boden aufzuheben, ohne den Verletzten dabei loszulassen oder unter seiner Last ebenfalls zusammenzubrechen.

Sie verstaute das Schmuckstück in der Hosentasche und taumelte weiter. Der Ausgang schien plötzlich viel weiter entfernt, und das Gewicht des Mannes auf ihren Schultern wurde immer unerträglicher. Sie keuchte, taumelte gegen die Wand und stolperte mühsam vorwärts.

Als sie den Ausgang erreicht hatte, merkte sie, daß sie sich verirrt hatte.

Vor ihr lag ein endloser, spiegelnder Gang.

Von irgendwoher ertönte leises Gelächter.

***

Sie wartete auf einen Aufprall, der niemals kam. Das Gefühl zu fallen verschwand so übergangslos, wie es gekommen war, und Damona fand sich in einer engen, kaum anderthalb Meter hohen Kammer wieder. Von irgendwoher kam Licht; stechendes, hartes, in den Augen schmerzendes Licht, und der Boden unter ihren Händen fühlte sich seltsam warm und weich an. Schwache, rhythmische Erschütterungen, die sie unwillkürlich an das Schlagen eines gigantischen Herzens erinnerten, liefen über Boden und Wände.

Dann veränderte sich der Raum. Warnungslos, von einem Augenblick auf den anderen wichen die Wände zurück, wurden erst grau, dann silbern, und verwandelten sich schließlich in große, leicht gebogene Spiegel. Gleichzeitig schien die Decke mit rasender Geschwindigkeit emporzuwachsen. Damona hatte immer mehr den Eindruck, sich nicht in einem Haus, sondern im Inneren eines riesigen, unbegreiflichen Organismus zu befinden.

Sie stand auf, sah sich um und ging zögernd los. Die Kammer hatte sich in einen endlosen, sanft ansteigenden Gang verwandelt, von dem unzählige weitere Gänge und Tunnels abzweigten. Ihre Schritte erzeugten ein hallendes, metallisches Echo auf dem Boden. Von den Wänden starrten ihr Tausende von Spiegelbildern entgegen.

Aber es waren nicht ihre Spiegelbilder.

Während Damona den Gang entlangschritt, betrachtete sie die

Abbilder der gefangenen Seelen, die Opfer von Ulthars verwunschenem Kabinett geworden waren. Männer, Frauen, Kinder, Alte, Junge – Ulthar schien in der Wahl seiner Opfer sehr großzügig gewesen zu sein. Damona fiel auf, daß dieser Teil des Labyrinths schon sehr alt sein mußte. Die abgebildeten Menschen trugen Kleider, die sie einwandfrei als vierzig oder fünfzig Jahre alte Bildnisse identifizierten.

Sie hatte den Eindruck, sich zwischen den Statisten eines Filmes zu bewegen, der vielleicht irgendwann Ende der vierziger Jahre spielte.

Und noch etwas fiel ihr auf: Die Bilder waren nicht alle gleich. Viele der Menschen wirkten irgendwie dünn, farblos, teilweise mit verschwommenen Konturen und kaum noch erkennbaren Gesichtern.

Ähnlich einer Fotografie, die zu lange in der Sonne gelegen hatte, waren sie verblaßt, unwirklich geworden, so, als sickerten sie langsam, unendlich langsam durch den Spiegel hindurch in eine andere, fremde Welt. Damona trat dicht an einen der Spiegel heran und fuhr prüfend mit den Fingerspitzen darüber. Das Glas fühlte sich irgendwie porös an, brüchig, als wäre seine Oberfläche von Millionen unsichtbarer Risse durchzogen.

Ein leises Schleifen ließ sie herumfahren.

Damona runzelte die Stirn. Das Geräusch schien aus einem der angrenzenden Gänge zu dringen – ein helles, kratzendes Quietschen, als würde jemand einen schweren Gegenstand über den gläsernen Boden ziehen.

Vorsichtig bewegte sie sich auf die Abzweigung zu, hinter der sie die Quelle des Geräuschs vermutete.

Was sie sah, ließ sie für einen Moment an ihrem Verstand zweifeln. Das Wesen war kaum größer als einen Meter, und es schien eine Mischung aus einem zwergenwüchsigen Menschen und einer übergroßen Eidechse zu sein. Der kräftige, gedrungene Rumpf ging in ein paar muskulöse Beine über, die in schrecklichen Raubtierkrallen endeten. Die Arme waren überlang und schienen ein zusätzliches Gelenk zu haben. Das Wesen besaß einen langen, schuppigen Schwanz, einen langgestreckten Schädel mit einem Krokodilgebiß und kleine, glühende Augen.

Eine von Asmodis’ Kreaturen!

Obwohl es relativ klein war, spürte Damona die Gefahr, die von dem Ding ausging, überdeutlich. Es bewegte sich mit schnellen, eleganten Bewegungen durch den Gang, hielt an jeder Abzweigung an, um zu schnüffeln und den Kopf witternd in den Nacken zu legen, und huschte weiter.

Damona folgte ihm, ohne zu zögern. Sie war plötzlich sicher, daß dieses Ding sie zu Ulthar führen würde.

Das Labyrinth schien endlos zu sein. Damona hatte schon nach

wenigen Augenblicken vollständig die Orientierung verloren. Sie wußte nicht mehr, ob sie sich hinauf oder hinunter, im Kreis oder gradlinig bewegte. Aber ihr dämonischer Führer schien den Weg zu kennen. Er huschte auf seinen kleinen flinken Füßen durch die Gänge, hetzte über Treppen und Flure, daß Damona Mühe hatte, ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Schließlich blieb er vor einer hohen, spiegelnden Tür stehen. Seine plumpen Finger kratzten über die Klinke und rüttelten daran. Sie war verschlossen.

Das Wesen zischte ärgerlich, richtete sich auf die Hinterpfoten auf und schlug mit einer blitzschnellen Bewegung zu. Die Tür bebte. Es klirrte vernehmlich, als das Schloß zersplitterte, dann schwang die Tür mit leisem Quietschen nach innen.

Dahinter lag ein schmaler, niedriger Raum, der in schattiges Halbdunkel getaucht war. Nach der blendenden Helligkeit im Inneren des Labyrinths hatte Damona Schwierigkeiten, im Inneren des Raumes etwas zu erkennen. Sie nahm eine Anzahl schattenhafter Gestalten wahr, die sich um einen großen, rechteckigen Gegenstand versammelt hatten und scheinbar überrascht aufsahen, als die Tür aufgesprengt wurde.

Was dann kam, war das reine Chaos.

Der Dämon stieß ein triumphierendes Zischen aus und stürzte sich durch die Tür. Ein vielstimmiger Aufschrei erklang. Zwei, drei der Gestalten stellten sich dem Dämon in den Weg. Aber sie wurden einfach niedergerannt. Mit einer Kraft, die seiner scheinbaren Harmlosigkeit spottete, fegte das Ungeheuer die Männer beiseite und stürzte sich auf Ulthar.

Der Magier wich mit schreckgeweiteten Augen zurück und hob die Hand.

Quaraan sprang.

Genau wie Frank vorher schien er mitten in der Luft gegen eine unsichtbare Mauer zu prallen, aber auch sie konnte sein Vordringen nicht aufhalten.

Ulthar schrie entsetzt auf, als er begriff, daß sein magischer Schutz diesmal nicht funktionierte. Das Wesen fegte auf ihn zu, überwand die Grenzen von Zeit und Raum und suchte sich seinen Weg durch die Spiegel. Sein Körper krachte wie ein lebendes Geschoß gegen Ulthar und riß ihn von den Füßen. Messerscharfe Krallen blitzten auf.

Ulthar brüllte entsetzt und riß den Arm vors Gesicht, als Quaraans Reißzähne nach seiner Kehle schnappten. Er bäumte sich auf, warf den unheimlichen Angreifer mit der Kraft der Verzweiflung ab und kroch auf Händen und Knien davon. Der Dämon folgte ihm wütend.

Es war deutlich zu erkennen, daß Ulthar keine Chance hatte. Quaraan schlug nach seinen Beinen, warf ihn abermals zu Boden und

stürzte sich mit triumphierendem Kreischen auf ihn. Seine Zähne gruben sich tief in Ulthars Schulter.

Der Magier brüllte. Seine Sklaven warfen sich in hilflosem Zorn nach vorne und prallten gegen den wandgroßen Spiegel, der die grausige Szene widerspiegelte. Aber sie konnten nichts für ihren Herrn tun. Ulthar hatte sich in seiner eigenen Falle gefangen. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis der Killer-Dämon ihn getötet hatte.

Eine unsichtbare Faust griff plötzlich nach dem Eidechsenkörper des Dämons, riß ihn von seinem zappelnden Opfer fort und schmetterte ihn mit brutaler Gewalt gegen den Boden.

Hinter Ulthar erschien eine schlanke, hochgewachsene Gestalt.

Damona King zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen, als sie das Gesicht der Gestalt erkannte.

Sie sah sich selbst! Hinter dem hilflosen Magier stand *eine zweite Damona King! Eine Frau, die eine genaue Kopie ihrer selbst war!*

Damonas Gedanken überschlugen sich. Sie hatte das Entstehen ihrer dunklen Doppelgängerin miterlebt. Aber sie hatte den magischen Spiegel zerbrochen, bevor sie zu seiner Gefangenen werden konnte, und sie war überzeugt davon gewesen, ihr Duplikat damit vernichtet zu haben.

Damonas Doppelgängerin drang auf den Killer-Dämon ein. Ihre Augen blitzten. Damona konnte sehen, wie sich das Eidechsenwesen wie unter unsichtbaren Schlägen krümmte und verzweifelt versuchte, vom Boden hochzukommen.

Und dann begriff sie endlich. Ulthar hatte nicht nur eine Kopie von ihr entstehen lassen, sondern dieser Doppelgängerin auch noch die Hexenfähigkeiten verliehen, die sie selbst vor langer Zeit verloren hatte!

Sie stöhnte, als ihr die Konsequenzen dieses Gedankenganges klar wurden. Ein negatives Ebenbild ihrer selbst, eine Doppelgängerin, die auf der Seite des Bösen stand und noch dazu über ihre verlorenen Fähigkeiten verfügte…

Der phantastische Kampf tobte weiter. Der Dämon erhob sich mühsam, bleckte die Zähne und drang auf seine neue Gegnerin ein.

Eine ungeheure Auseinandersetzung entbrannte. Damona wußte, welche phantastischen Kräfte ihre Doppelgängerin entfesseln konnte, aber der Dämon schien von allen Kräften der Hölle beseelt. Immer wieder warf er sich vor, schlug seine Fänge in den Körper seiner Gegnerin und prallte zurück, wenn er auf den magischen Schild traf, der Damona King umgab.

Damona riß sich von dem phantastischen Bild los und wich lautlos zurück. Sie mußte handeln, solange Ulthar und seine Kreaturen mit dem Dämonen beschäftigt waren. Wenn dieses Killer-Ding erst einmal besiegt war, würde Ulthar sie gnadenlos jagen.

Sie fegte herum und lief los. Der Gang schien sich endlos vor ihr zu erstrecken, aber Damona wußte jetzt, daß dieses Bild nicht echt war.

Illusion! hämmerten ihre Gedanken. *Alles ist nur Illusion!* Dieser Gang, die Spiegel, dieses ganze, endlose Labyrinth des Wahnsinns, war nichts als eine geschickte Täuschung, das Werk einer Magie, die sich grundlegend von allem unterschied, das es auf der Erde gab.

Sie prallte gegen eine Wand, blieb stehen und schloß die Augen.

Es ist nicht echt! hämmerte sie sich ein. *Es ist alles nicht echt! Es gibt diesen Gang nicht. Dieses ganze Labyrinth ist eine Täuschung.* Mit aller Kraft versuchte sie sich das Gebäude vorzustellen, wie es wirklich war. Vor ihren Augen erschien das Bild, das sie in dem kurzen Moment gesehen hatte, in dem die weiße Magie des Sternsteins den Zauber der Spiegel neutralisiert hatte – ein schäbiger, altersschwacher Bau mit schmutzigem Lehmboden und undichten Wänden.

Der Gang verschwamm. Graue, schmierige Flecken schienen sich in das makellose Silber des Bodens zu mengen. So, wie sich ein Tintenfleck auf Löschpapier ausbreitete, breiteten sich auf den Wänden große, blinde Flecken aus. Die Spiegel wurden unwirklich, verloren an Substanz und Glaubhaftigkeit. Für einen endlosen Augenblick sah sie die unwirklichen Umrisse des Gebäudes durch das Silber der Spiegel schimmern.

Dann hatte sie das Gefühl, durch eine zersplitternde Glasscheibe zu fallen. Ihre Umgebung schien zu zerbersten, in Millionen klirrenden Scherben zu zerbersten, und irgendwo schien eine gigantische Bogensaite gespannt zu werden.

Sie taumelte, stürzte vornüber und prallte auf dem schmutzigen Lehmboden auf.

Dann verlor sie das Bewußtsein.

***

Es war heller Nachmittag, als sie erwachte.

Das Labyrinth, das Gebäude, die blitzenden, irrsinnigmachenden Spiegel – alles war verschwunden.

Sie öffnete die Augen, atmete tief ein und richtete sich mühsam auf die Ellbogen auf. In ihr war die dumpfe, verschwommene Erinnerung an einen Alptraum, in dem sie das Gefühl gehabt hatte, irgendeine phantastische, unbegreifliche Grenze durchbrochen zu haben.

Alptraum?

Sie blinzelte, schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht und besah sich ihre Umgebung genauer. Sie lag auf nacktem, unebenem Lehmboden. Früher einmal mußte hier ein Gebäude gestanden haben – seine Umrisse waren noch vage zu erkennen, und rechts von ihr reckte sich wie ein mahnend stehengelassenes Monument ein leerer Türrahmen in die Luft. Dahinter waren die Konturen weiterer Gebäude zu erkennen.

Sie stand auf. Im ersten Augenblick wurde ihr schwindelig. Sie schwankte, kämpfte das Gefühl mit aller Willenskraft nieder und ging mit zitternden Knien auf den Türrahmen zu.

Darüber war noch ein Bruchstück der ursprünglichen Wellblechverkleidung des Gebäudes zu erkennen, und darauf…

Es dauerte lange, bis Damona die schreckliche Wahrheit begriff. Minutenlang stand sie reglos da, starrte auf die Reste der zerbrochenen Neonschrift und kämpfte gegen die aufsteigende Panik an.

ULTHARS SPIEGELKABINETT

Schließlich, nach einer Ewigkeit, riß sie ihren Blick von der Schrift los und blinzelte zu dem grellen Feuerball der Sonne empor.

Es war später Nachmittag. Die Sonne senkte sich dem Ende ihrer täglichen Wanderung entgegen und übergoß den Himmel mit einem wahren Feuerwerk von Rot und Orange, durchzogen mit Streifen von Gold und dem ersten, kaum merklichen Schimmer der Dämmerung.

Aber die Sonne ging im Osten unter!

Ein plötzlicher, eisiger Windstoß ließ sie erschauern. Papierfetzen und trockenes Laub trieben über den Platz, und das Geräusch des Windes, der sich zwischen den Resten der zusammengestürzten Häuser ringsum fing, echote wie grausames, höhnisches Gelächter in ihren Ohren.

Sie bückte sich, hob einen Papierfetzen vom Boden auf und strich ihn glatt.

Es war ein Fetzen uralter, längst verblichener Reklame. Aber Damonas Augen sahen weder die bunten Bilder noch die marktschreierische Aufmachung.

Ihr Blick hing wie hypnotisiert an der Schrift unter den Fotografien.

Es war Spiegelschrift.

Sie ließ den Papierfetzen fallen, drehte sich um und ging mit schleppenden Schritten auf die Silhouette New Yorks zu, die sich wie ein künstliches Gebirge am Horizont auftürmte.

Eines spiegelverkehrten New Yorks.

Sie wußte plötzlich, daß sie sich nicht an einen Alptraum erinnerte. Sie war über eine Grenze gegangen, sie hatte eine Barriere durchbrochen, die so phantastisch war, daß sie bisher nicht einmal an die Möglichkeit ihrer Existenz gedacht hatte.

Damona King hatte die Welt hinter den Spiegeln betreten.

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 41 »Die magische Schlacht«